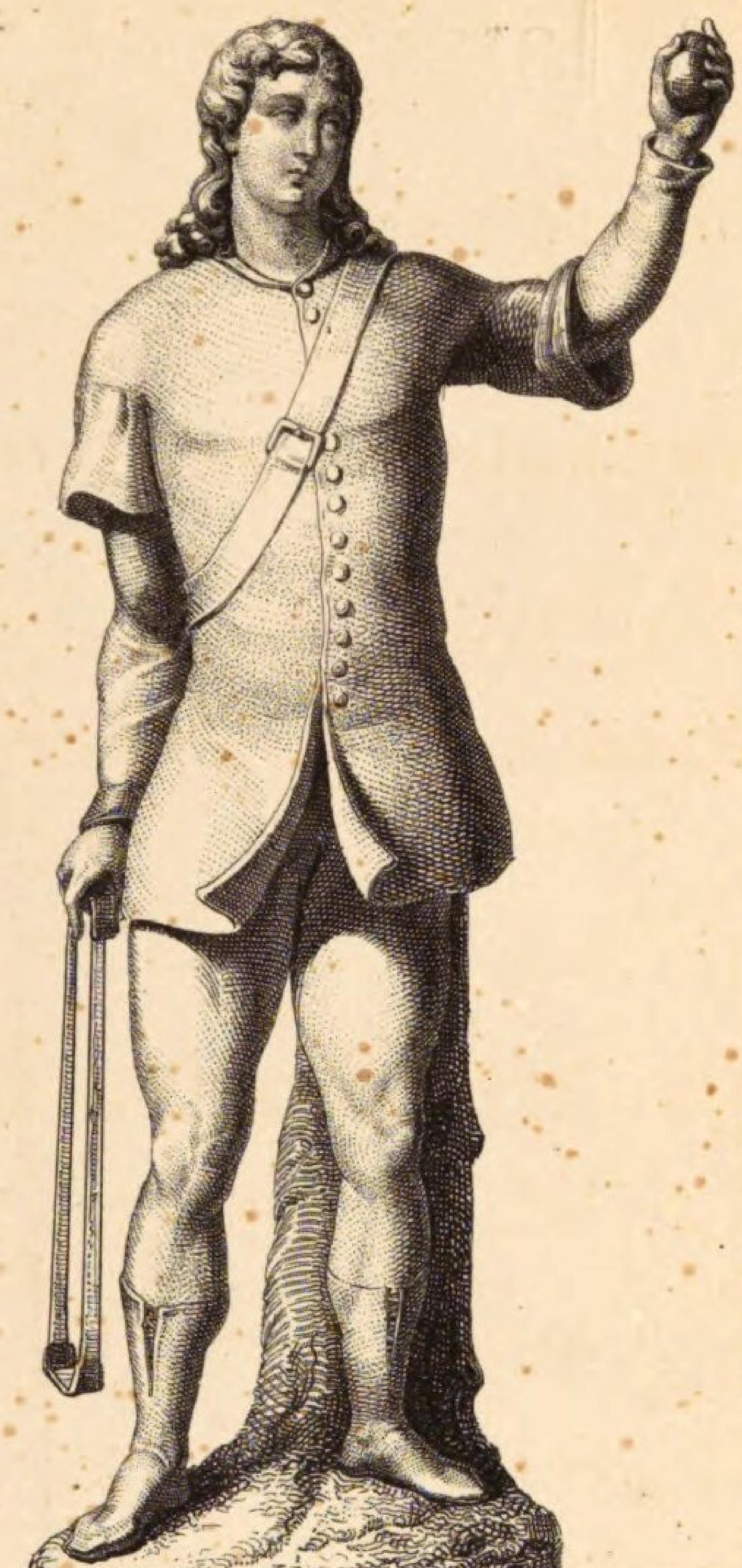

BI BLIA
SA CRA
Der
Berner Ehrentag.
25
März
1850.
Lüge
Lüge

Insid



David

Brunnen-Standbild in Stein, gefertigt von Nahl.

David und Goliath.

Darstellungen und Vergleichungen
aus der Geschichte und der in Bern befindlichen
Denkmäler alter Zeit:
dem Davidsbrunnen, Goliath (Christoffel),
und der heil. Geistkirche,

mit dem
siegreichen, denkwürdigen
Kampfe des Berner-Volkes
im Jahre des Heils 1850,
wider den **Lügen-Goliath** unserer Tage.

Mit Abbildungen.

Bern, 1851.
Verlag der Buchhandlung Huber & Comp.
(Johannes Körber.)

Dem freien Berner

insonders allen den ehrsamen Männern

der

Leuenmatte.

Zum Gedächtniß eines schönen Tages unserer

Vaterlandsgeschichte

und des **ersten Schrittes** zur endlichen Wiedergewinnung

einer würdigen und ehrenhaften

auf

GOTT und seine heiligen Gebote

gegründeten

Freiheit.

In treuer Gesinnung gewidmet

vom Herausgeber.

Liebe Berner und Mitbürger!
Wackere Männer der Leuenmatte!

Drei schwere, viele Gutgesinnte niederbeugende Jahre sind abgelaufen, seitdem wir unsern verehrten Mitbürgern in der Geschichte der **Frau Anna Seiler** und des von ihr gestifteten **Insel-Spitales**, ein erhebendes Bild jener christlichen Menschenliebe und Barmherzigkeit vorführten, die noch heute als die schönste Krone so vieler mildthätigen Bernerinnen erglänzen. Dieser Zeichnung einer großen Wohlthäterin unseres lieben Berner Landes, ließen wir damals eine Schilderung des, für uns Berner in doppelter Hinsicht **so** gewordenen,

Noth- und Theurungsjahres 1846

vorangehen, nicht allein zum Gedächtniß einer, von unserem gnädigen Himmelsvater schnell wieder abgewendeten leiblichen Bedrängniß, sondern mehr noch, als eine ernste Hinweisung auf die so **nichtsnutzig** gewordene Gestaltung unserer,

Jahrhunderte hindurch so achtbar gebliebenen, Zustände, unter Vorhersagung der unvermeidlichen, uns und unsere Nachkommen treffenden, bitterstrafenden Folgen. —

Was nun die letzten vier Jahre, dieser Voraussagungen bereits bestätiget, was sie uns gebracht und was sie — **genommen** haben, wird der Erinnerung jedes selbständig denkenden, jedes treuen und ehrlichen, nicht ausgearteten Berners, unauslöschlich bleiben.

Der letzte dieser nun ablaufenden Zeitabschnitte, das unvergeßliche Jahr **1850**, sandte jedoch einen neuen Hoffnungsschimmer in manches verzagende Herz, in die so beängstigende, stets dichter und dunkler uns umhüllende Nacht und schuf uns, mit Gottes Hülfe, nach glücklich bestandenem hartnäckigen Kampfe des, aus wüstem Traume und eitler Bethörung, zu gesunder Vernunft wieder allmählich erwachenden biedern Bernervolkes, endliche Erlösung von der unmittelbaren Herrschaft auflösender, verderblicher, Gott und seinen heiligen Gesetzen so ferne stehender Elemente, daß wir jetzt nur getrost der dargebotenen mächtigen Hülfe vertrauen, die gütige Hand des Lenkers unserer Schicksale erfassen dürfen, um Muth und Kraft zum fernern Kam-

pfe zu gewinnen, der uns endlich wieder zum Vollbesitze jener **sittlichen** Freiheit zurückführen wird, ohne welche kein Gedeihen und kein Segen irgend welcher menschlichen Bestrebungen möglich ist.

In diesen jüngsten Ereignissen, aus solch' unverhoffter, erfreulicher Umgestaltung unserer Verhältnisse, fanden wir eine mächtige Veranlassung, dem ehrsamen Theile unserer lieben Mitbürger zu Stadt und Land, eine ähnliche Erinnerungsgabe mit dieser Schrift „David und Goliath" zu bieten, welche allüberall Anhaltspunkte bei der getreuen Schilderung des glorreichen Kampfes, nach seinen mannigfaltigsten Erscheinungen, in unterhaltender Abwechslung darbietet, die den damals Mithandelnden nicht minder, als den ferne Gestandenen und dem jungen Anwuchs der Bevölkerung unseres Landes, noch in späten Zeiten, ein großes Interesse erregen müssen.

Auch diesmal wurde diese Vorstellung in das ehrwürdige Relief **alter** Zeiten und Zustände gefaßt, die jetzige Zeit damit in Vergleichung gestellt, **Ursache** und **Folgen**, verkehrten oder schlechten Handelns, als unverrückbaren, göttlichen Gesetzen unterworfen und in nie zu störender Harmonie stehend, nachgewiesen, welche die stärkste

und künstlichste Form, aus vermessener Menschenhand so gebildet, zu Staub zertrümmert, um das unveränderliche Gebot, den unwandelbaren Willen und das Werk des HErrn, früher oder später, in seiner Vollkommenheit und Urkraft daraus wieder hervortreten zu lassen.

Der böse Geist unserer Zeit will zwar nichts von Hinweisungen auf eine alte Zeit und deren Geschichte. — Die von einem teuflischen Dämone bis zum Wahnsinn gehetzte Mehrheit der jüngern Generation, die außer ihrem jämmerlichen **Ich**, nichts weiter ehret und achtet, zielet freilich dahin, in ekelhafter Selbstüberschätzung und sich gegenseitig preisender und anleckender Selbstberühmung, die Werke und die Kenntniß der Handlungen unserer biedern Vorväter, aus der Wirklichkeit und dem Gedächtnisse spurlos auszutilgen, um für ihre bereits gerichteten, meist wahnsinnigen und gotteslästerlichen Bestrebungen, ein erstes und weißes Blatt in der Geschichte zu gewinnen, denn diese Knaben nach Gesinnung und Art, gefallen sich in dem kindischen Wahne: daß erst bei **ihnen** alle Geschichte beginne; sie wollen unbotmäßige, arme, traurige Kinder bleiben, obwohl meist mit Schnauz und Bart versehen, die alles Alte, sei es noch so gut, weg-

räumen möchten, weil sie nur, wie alle Thoren, an ihren Personen und ihren Kappen ein Gefallen finden und die der Meinung huldigen: nur aus den Augen, dann aus dem Sinn; daher aber auch ihre verbissene Abneigung gegen alles aus frühern Zeiten Bestehende, ihre Wuth zum Zerstören, ihre Lust am Niederreißen aller noch vorhandenen Stiftungen und Denkmäler einer, uns eben so mannigfachen Segen hinterlassenden Vergangenheit, als dagegen unsere Gegenwart sich allerorts bemühet, Tabula rasa zu machen und desfalls auch nur Fluch und Unsegen den armen, beraubten Nachkommen säen und zurücklassen wird.

Wer die alte, treue, fromme, reiche Zeit aber jemals achtete und liebgewonnen hat, dem wird's jetzt wahrlich oftmals bange und wehe um's beklommene Herz, bei diesen tollen Bestrebungen einer so traurigen Gegenwart, dabei nichts Ordentliches, nichts Tüchtiges, nichts nach Oben Strebendes gedeihen kann. — Seine gesund gebliebene Vernunft läßt ihm jedoch das Seelenauge geöffnet für die hohen Tugenden seiner Vorväter, sein leibliches, für jeden solchen alten Schatz, jedes Denkmal aus solcher **Männer**-Zeit, sei es nun eine Kirche, ein altes Haus, ein Brunnen oder ein alter, ehrwürdiger

Baum, — darauf also, freundliche Leser dieses Büchleins! darauf ihr treugebliebenen Berner! laßt also auch uns etwas halten, an solchen äußerlich unscheinbaren Dingen wollen wir den Anker heften und Wiederbelebung hoffen und neue Kraft schöpfen zum kräftigsten Widerstande in den wilden Stürmen der Gegenwart und der nächsten Zukunft; — lasset uns in jedem dieser Zeugniß gebenden Gegenstände, eine Ermahnung, eine Predigt an Vergangenheit und Zukunft unseres Volkes erkennen, lasset sie uns ein, der Erforschung stets werthes, Testament der Weisheit und der Kraft und der Liebe unserer Vorfahren sein, das uns beständigere Reichthümer offenbaren wird, die dann auch unsern Kindern gesichert bleiben, wenn das **ehrliche Wesen** dieser alten Zeit bei uns, im Geiste und in der Wahrheit, endlich wieder einmal lebendig und beständig geworden!

Trauet, um Gottes willen! trauet aber nur denen nimmer mehr, die euch mit Versprechungen und bethörenden Schmeichelreden das **bewährte** Alte nehmen und dafür ihr Neues, ihre Schwindeleien und windigen Ideale aufdrängen wollen, das oft meist schon vor seiner Geburt sich in Dunst auflöset, oder auch wohl eben so oft als das Erzeugniß eines verbrannten Gehirns,

oder einer schurkischen Seele, sich zu erkennen gegeben hat! — Trauet ja denen nicht mehr, die das Alte, weil es alt ist, verurtheilen und das Neue, weil es neu, posaunend anpreisen, die keinen andern Beweis von der Vortrefflichkeit ihrer Weisheit zu geben wissen: als daß sie von Gestern sei!! Alles Gute ist uralt, ist ewig, weil es von **Oben** kommt, denn nur aus den Wurzeln der alten, aber doch ewig jungen Weisheit, deren Anfang die **Furcht Gottes** ist und den daraus geschöpften Erfahrungen, wachsen die wahrhaft heilsamen Gedanken, Erkenntnisse und Rathschläge hervor, derer Früchte sich die Menschheit in Wahrheit und Wirklichkeit dann auch einst wieder gewiß erfreuen wird. —

Der Natur und den Bestrebungen aller jener Verführer des Volkes, dieser modernen Weltverderber gemäß, sind ihnen alle aus der Geschichte und in Uebereinstimmung mit dem göttlichen Urgesetze entstandenen Verschiedenheiten menschlicher Zustände und Unterschiede der Personen, jegliches alte, wohlerworbene Recht, mit Einem Wort: alle jene **Vortheile**, die sich nicht auf ihre selbstvergötterte, liebe, theure Personen leiten lassen, von Grund der Seele **verhaßt**, auch schon allein

deßwegen, weil sie nicht begreifen oder zugestehen wollen, daß solche Unterschiede auf unvermeidlichen und **gerechten** Ursachen beruhen können, oder auch — weil ein großer Theil dieser Tröpfe der ihnen aufgeschwatzten albernen Meinung sind: es müsse Alles **gleich** sein. — Alle diese Wichte und jämmerliche Gesellen aber hassen überhaupt jedes **Hervorragende** (etwa ebenso stark wie leere oder mit Wasser gefüllte Flaschen), im durchbohrenden, erdrückenden Gefühl ihrer eigenen Gemeinheit und Schlechtigkeit, und, weil sie sich im eigenen, hastigen, ehrgeizigen Ringen nach größerer Macht, nach sinnlichen Genüssen und nach **unbegrenzter Herrschaft** über ihre wirklich arbeitenden, fleißigen und ehrlichen Mitbürger, durch solchen daraus fließenden oder hergebrachten und also **besser begründeten** Besitz, Rechte und Formen beeinträchtigt halten oder auch wohl nur beengt fühlen. Solcherlei Gelüste, geliebte Mitbürger! gewannen nun auch bei uns nur nach und nach so große Gewalt und Macht, man bemerkte ihr Kommen erst nach dem Eindringen zahlloser fremder Taugenichtse und Unruhestifter, welche von unseren eigenen verdorbenen Stoffen aufgenommen, geheget und auf Landes Schaden und Kosten, unterge-

bracht oder Jahrelang verpfleget wurden damit sie letztern selbst mit Rath und That zu niedrigen, oft gottlosen, verderblichen, den Ruin des eigenen Vaterlandes herbeiführenden Absichten und Zwecken, als Handhabe und Hülfe dienen; — man sahe endlich mit Schrecken das Einreißen dieser Landesseuche und Verderbniß im Abnehmen der alten Zucht, der Ehrbarkeit und der Sitte, im Verschwinden der Liebe für das Edlere im Allgemeinen. — Aus solchen Quellen aber nähret sich fortwährend der zerstörende Strom frecher Unbotmäßigkeit und der niemals endenden Revolution, welche mehr und mehr dem ruchlosesten Frevel sich hingebend, endlich Euer redlich besitzendes oder schwer erworbenes Vermögen, Euere Personen, Euere Kinder, verschlingen wird, ja zuletzt, wenn alle Dämme des Rechtes, der Ehre, und der Ordnung niedergerissen sein werden, selbst zum Kampfe gegen GOTT emporzuzischen sich vermisset.

Wer jeder Kirch' und jedem Glauben Feind,
Wer an der heil'gen Offenbarung Stelle
Nichts setzen will, als sündigen Verstand
Und seines Herzens thörigtes Gelüste,
Der frevelt an des Schöpfers Majestät
Und zieh't Verderben über Land und Volk. —

Doch **Sein** Gesetz wird bleiben in der
Welt,
Als feste Schrank' für übermüth'gen Geist
Der gierig ekelhaften Menschen-Wichte,
Die GOTT zu meistern sich vermessen!

Wir schließen nun hiermit diese treu gemeinten, offen und ehrlich, Euch, geliebte Berner und Mitbürger! geweiheten Zueignungsworte, und lassen nun den würdigen Verfasser dieser Schrift fortan selber reden.

Nehmet das Werklein mit derselben Gesinnung und liebender Zuneigung auf, als es Euch in Frieden und Liebe geboten ist, denn — **Frieden** — Friede auf Ehre und Treue und Wahrheit, vor Allem aber auf **GOTT** gestützt, — wer von uns Allen wird nach dieser ersten Wohlthat des Himmels nicht trachten, sie nicht in vollem Ernste erwünschen und erhalten wollen?! Aber auch den Kampf — den nicht ermattenden Widerstand gegen das Böse, lasset uns nicht scheuen, ihn meidet kein ächter Berner-Mann der Leuenmatte. — Kampf! offener Kampf aber sei immerwährend und vor Allem geboten — **Der Lüge** — diesem endlosen, das Gute im Keim erstickenden Betruge, der übrigens jedenfalls, im Unmaaße! gleich wie in der Neuzeit gebraucht, sein

sicheres Erstickungsende zuletzt in sich selbsten finden muß, — denn, — werdet ihr — ihr Männer! die ihr tausendmal belogen und betrogen wurdet, nicht gewiß endlich einmal aufhören zu vertrauen und solchen Lügnern ferner Glauben zu schenken??!

Scheiden wir also dießmal mit dem Warnungs- und Wahrungsworte:

Sie wollen Alles überbrücken
Mit ihren Ränken, Lügen, Tücken,
Dem Laster ebnen breite Bahn. —
Doch nimmer soll es ihnen glücken
Den GOTT uns aus dem Herz zu rücken,
Deß' Wink zerstäubet ihren Wahn!

Gott behüte und beschütze Euch!

Am Tage des St. Martinus **1850.**

sicheres Erstickungsende zuletzt in sich selbsten finden muß, — denn, — werdet ihr — ihr Männer! die ihr tausendmal belogen und betrogen wurdet, nicht gewiß endlich einmal aufhören zu vertrauen und solchen Lügnern ferner Glauben zu schenken??!

Scheiden wir also dießmal mit dem Warnungs- und Wahrungsworte:

Sie wollen Alles überbrücken
Mit ihren Ränken, Lügen, Tücken,
Dem Laster ebnen breite Bahn. —
Doch nimmer soll es ihnen glücken
Den GOTT uns aus dem Herz zu rücken,
Deß Wink zerstäubet ihren Wahn!

Gott behüte und beschütze Euch!

Am Tage des St. Martinus 1850.

Vorwort und Einleitung.

Vorwort.

Die Erlebnisse des Bernervolkes im Frühling 1850 sind zu außerordentlich und großartig gewesen, als daß sie von den Zeitgenossen vergessen werden könnten und bilden, schon für sich, ein Stück der Schweizergeschichte. Jener Volkserhebung werden mit Bewunderung die spätesten Enkel gedenken; allein die einzelnen Verumständungen, unter denen das Werk zu Stande gekommen ist, fallen leicht dem Vergessen anheim. In großen Umrissen wird zwar die Vaterlandsgeschichte die, ohne fremden Einfluß und ohne Gewaltthat, aus unserm eigenthümlichen Volkscharakter hervorgegangenen Entschlüsse und Ereignisse darstellen. Es ist jedoch nicht die historische Berichterstattung über merkwürdige, staunenerregende Thatsachen bloß, was beim Hörer und Leser die Wißbegierde befriedigt und zur Nachahmung aufmuntert, sondern diejenige Art der Geschichtschreibung, wodurch vorzüglich die Alten, mehr noch als die modernen Historiker, Begeisterung zu wecken verstanden haben, daß sie bei ihren Erzählungen nicht verschmähten, auch geringfügiger scheinende Verhältnisse und Anekdoten aufzunehmen, wie sie ein Plutarch zu ewigem Ruhm der Theilhaber auszumalen gewußt hat. Diese Behauptung ist sowohl auf Lebensbeschreibungen einzelner berühmter Männer als auf die Geschichte ganzer Nationen anwendbar. An unscheinbaren Fäden hängen oftmals im Menschen- und Völkerleben die schwersten Gewichte.

Nach jahrelang planmäßig angestrebter Darniederhaltung und Entfremdung des unserm Volke von Alters her angestammten treuherzigen und achtungswerthen Charakters und der gegen unsere edelsten Kräfte angelegten Zersplitterungsversuche, bei der frechsten Verhöhnung des christlichen Glaubens und derjenigen von den Vätern ererbten Vorzüge, ohne welche ein Volk zur zuchtlosen verwilderten Barbarenhorde herabsinken muß, nachdem ein ausländischer, atheistischer und kommunistischer Radikalismus, wie durch Einimpfung seines fremden Giftes, die verschiedenen, jedoch vorzugsweise die ärmern, Volksklassen moralisch und ökonomisch zu verderben gesucht, mittelst Vervielfältigung der Trinkhäuser und eigens zum Lumpenleben und Verwilderung der Gemüther angeordneten sogenannten Volksfeste, mittelst der absichtlich öffentlichen Entheiligung der Sonntage und der hochbegünstigten Verbreitung der schändlichsten, in Form von Zeitungen und Flugschriften ausgegebenen Lügenblätter — hatten es, bei uns aufgenommene und ihrem Heimathlande entwichene Gauner und Hochverräther, auch beim Bernervolke so weit gebracht, daß bei einer fast allgemein gewordenen Einschüchterung, in Wort und Schrift geschehene Warnungen nur noch als die letzten ohnmächtigen Zuckungen und Agonieen eines abgelebten spießbürgerlichen Zopfthums zu Stadt und Land dem Hohn und Spott preis gegeben worden sind.

Dem eingerissenen, krebsartig um sich fressenden Uebel schien, von menschlicher Seite her, nur noch eine einzige Abwehr mit Erfolg entgegengestellt werden zu können, nemlich eine b e s s e r e n e u g e w ä h l t e R e g i e r u n g. Aber wie eine solche Regierung wieder erlangen, da die aus den Folgen des unheilvollen Freischaarenzugs hervorgegangene

Verfassung von 1846 allen Staatsbürgern, mit Ausnahme der Blödsinnigen und der peinlich Verurtheilten, schon vom zwanzigsten Altersjahre an, das politische Stimmrecht preisgegeben hatte! — Wenn man alle diese Vorgänge erwägt, die ungeheuren Hindernisse der verschiedensten Art, so muß die Volkserhebung der Berner im Frühling 1850 um so wunderbarer erscheinen. Man hat in frühern Jahren öfters darauf vertröstet, es werde bei uns nicht besser kommen, bis man den Bauern tüchtig an die Taschen und Geldbeutel klopfen werde; allein in den reichsten Gegenden des Bernerlandes haben sehr viele der wohlhabendsten Landleute sammt den Dorfmagnaten noch im Jahr 1850 zur Beibehaltung der radikalen Regierungspartei gestimmt, entweder aus schmählicher Menschenfurcht oder in der Absicht sich und ihre Söhne zu Ehrenstellen und Macht zu bringen. Unsere Volkserhebung ist, obschon während des radikalen Regiments der öffentliche Kredit auf eine schreckhafte Weise gesunken war, nicht aus finanziellen, sondern aus edlern Beweggründen hervorgegangen: Die Verabscheuung der entlarvten, zu Stadt und Land verachtungswürdig gewordenen Volksverführer, die an des Volkes Mark gesogen; die Beschämung und Entrüstung, so lange an ihrem Gängelbande geführt worden zu sein, und der feste Entschluß, fortan im bereits vielfach gefährdeten Besitze dessen zu bleiben, dessen Werth einem Christenvolke hoch über allen irdischen Gütern stehen soll; aus diesem Grunde ging der Umschwung hervor.

Deßwegen haben wir den Wahlkampf und Wahlsieg, den die Berner im Frühling des Jahres 1850 errungen, an die Erinnerung eines ähnlichen, obgleich größeren Kampfes, gereiht, zu dessen Andenken, bis vor wenigen Jahren, ein

öffentliches Monument in der Hauptstadt existirt hat. Der Davidsbrunnen gegenüber dem Goliath. — Die Stätte, auf der er stand, ist schon in den ältesten Zeiten Berns historisch wichtig gewesen, erinnerte auch seither die Einwohnerschaft an mancherlei Erlebnisse aus guten und bösen Tagen, deren Erzählung ihr interessanter sein muß, als manche aktenmäßige Berichte über diplomatische Staatsaktionen, mit denen wir uns übrigens nicht befassen.

Die Idee des gegen den hohnsprechenden, hochmüthigen Unglauben und gegen die verwegene Lästerung muthig auftretenden jugendlichen Helden — der Kampf und Sieg desselben — ist der Hauptgedanke, der sich in dieser Schrift, mittelst der verschiedenartigsten Berichterstattungen, hinzieht, sowohl bei Hinweisungen auf die älteste Stadtgeschichte als bei demjenigen auf unsere neuesten Erlebnisse. — Bei den letztern Begebenheiten suchten wir, ohne der Bescheidenheit der hochachtungswürdigen Männer nahe zu treten, die sich, auf den Wunsch ihrer gleich vaterländisch gesinnten Mitbürger an die Spitze der Volkserhebung gestellt haben, in unsern Mittheilungen, nebst den auf einander folgenden Hauptmomenten und ihrer Wirkungen, hauptsächlich den Eindruck darzustellen, den die Thatsachen auf die Gemüther unserer Mitbürger gemacht haben.

Kaum ein Jahr vorher hatte ein durch wissenschaftliche Bildung ausgezeichneter Berner, in einem Momente des Unmuthes, beim Anblick unserer zerrütteten Volkszustände, den Zweifel geäußert, ob's fortan noch der Mühe werth sei, sich mit irgend einer Art historischer Forschung zu beschäftigen, da die Geschichte der Vergangenheit als Lehrerin für die Gegenwart nicht mehr berücksichtigt werde, die Jungen den

Alten das Gesetz machen und bei der, über die Christenheit allgemein hereingebrochenen Geisterseuche, auch unser Volk in's Kindesalter zurückgesunken sei, in welchem es den vorgespiegelten Gaukeleien zulächle; in den Tagen als Oesterreichs Monarch aus seiner Kaiserstadt fliehen und die Zügel der Regierung in den Händen wilder, mit dem Gassenpöbel verbrüderten, Studenten zurücklassen mußte, die Schillers Räuberlied singend: „Ein freies Leben führen wir, ein Leben voller Wonne“ — als bewaffnete Banden die Straßen durchzogen — bis den Handwerksburschen das Handwerk gelegt worden ist. — Damals hieß es in der vom bernischen Großrathspräsidenten Niggeler redigirten s. g. Berner-Zeitung, „auch bei uns glauben nur Kinder mehr daran, daß die Obrigkeit von Gott sei.“ — Männlich und edel sprach, zur selben Zeit, im Großrathssaale der alt-Landammann Blösch: „Gott hat es zugelassen, daß die Gewalt in Euere Hände kam; aber Er hat auch zum Voraus die Tage Euers Regiments bestimmt.“ — Daß der ächte Staatsmann wahr gesprochen, hat der 5. Mai 1850 mit der darauf folgenden neuen Regierungsrathswahl bestätigt.

Danksagungsschreiben an einen alten Stadtburger des Quartiers der Heiligen Geistkirche, der dem Verfasser eine selbst geschriebene Haus- und Stadtchronik gütigst zur Einsicht geliehen hatte, worin sich, wie der geneigte Leser bemerken wird, Manches vorfand, was über das obere Stadtquartier, bis dato, in keiner gedruckten Bernerchronik veröffentlicht worden ist.

Liebwerther Mitbürger, insonders der historischen Nachforschungen treueifrig beflissener, achtbarer Gönner und Herr!

Jedem das Seine! Daher es nicht nur ungerecht, sondern ja gar frech und unanständig wäre, wenn ich nicht hierorts Ehrenmeldung Ihrer fleißigen Sammlungen thäte, die mir nicht nur mancherlei Belehrung, sondern auch öfters recht angenehme Stunden bereiteten, ja sogar Stimmungen veranlaßten, die fast dem Heimweh ähnlich waren, namentlich bei den Erzählungen aus dem frühern Bern. Von großen Staatsaktionen haben Sie zwar nicht viel notirt, was sehr zu billigen ist, sondern Sie haben sich in sichtbarer Vorliebe mit Schilderungen aus dem Leben Ihrer längst abgeschiedenen, uralten Mitburger befaßt, bis Sie auf die neusten Zeiten gekommen sind, deren Ereignisse für unser liebes Bernervolk und das ganze Schweizerland höchst wichtig geworden sind und, was mich insbesonders auch für Sie bei diesem Anlaße innigst gefreut hat, Sie sind im vergangenen Frühling an Leib und Seele wie verjüngt worden. Nie werde ich des Augenblicks vergessen, da ich Sie, nach dem 5. Mai, wieder gesehen und Sie mich mit Begeisterung und Freude strahlendem Blicke begrüßt haben: „Jetzt sind wir wieder Berner!“

Das hätten Sie jedoch wohl nie erwartet, daß Ihre gesammelten Nachrichten, noch, mit der Zeit, unters Volk gelangen würden; meinerseits hab' ich's auch nicht erwartet, bis sich dazu eine schickliche Gelegenheit gefunden hatte. Sie würden es mir gewiß übel nehmen, wenn ich bei dieser Gelegenheit Ihren Ehrennamen veröffentlichte, da Sie in anspruchloser Zurückgezogenheit, Ihres Hausfriedens sich freuend und von Ihrer Tonne aus den Welthändeln ruhig zusehend, auch in ächt philosophischem Gleichmuth, wie der Zeus über den Wolken, geblieben sind, als in letzt vergangenen miserablen Zeiten, in einem ekelhaften, allgemein verachteten Schandblatt, ein bissiges Windspiel Sie decontenanciren und zum Zorn reizen wollte. Sie haben ihn bellen lassen, ohne sich weiter nach ihm umzusehen und befinden sich auch seitdem gesund und wohl, wie vorher; hätten auch dem Beller zu viel Ehre erwiesen, wenn Sie weitere Notiz von ihm genommen hätten; es war eben eine Zeit, in welcher die Ausbrüche der Hundswuth nebst andern Maulseuchen gar häufig vorkamen; die Ansteckung wurde gar an vielen Orten und besonders da bemerkt, wo man frei herumlaufende wüthende Beißer nicht an Schatten zu bringen wagte, keine Treibjad gegen sie zu unternehmen den Muth hatte und es einfach Jedem für sich, privatim überließ, in casu, gegen eindringliche Bestien sein Hausrecht geltend zu machen, wie es noch jetzt in den Urwäldern Nordamerikas der Brauch ist.

Aber, wie gesagt, das hätten Sie nicht erwartet, daß von Ihren historischen Werken einiges in's Publikum hinaustreten würde, wenn auch anonym. Ein Polyhistor sollte niemals seinen Namen auf's Titelblatt setzen, weil er vom allerwenigsten Augenzeuge gewesen ist, dessen er erwähnt; er hat es ja,

sei's schriftlich oder mündlich, von Andern vernommen. Die von Ihrem sel. Vater und Ihnen selbst verfaßte Haus- und Stadtchronik enthält hauptsächlich den Zeitraum des achtzehnten Jahrhunderts; es freut mich ungemein, Ihnen über den nemlichen Bezirk, auf welchem das obere Quartier erbaut worden ist, mit Nachrichten aus den ersten Zeiten der Stadt dienen zu können, da hierorts nur Allmendland und Pflanzplätze waren. Nur zufälliger Weise kam ich zu so alten Notizen. — Im Strom der Zeiten ist so manches Gewichtige untergegangen, wovon bloß Einzelnes unvermuthet etwa auf Sandbänken, die sich trocken gelegt, wieder zum Vorschein gekommen ist. — Hat man doch auch erst unlängst den ächten ursprünglichen und vollständigen Plan und Grundriß des weltberühmten Kölnerdoms im Grümpelgemach eines alten Speichers gefunden, bei Darmstadt, wo er auf beschädigtem Pergament gezeichnet war. Das werthvolle Aktenstück diente Erbsen und Bohnen zur Unterlage. — Wie manche, besonders für die Geschichte des ältern Berns wichtige Urkunden und Hauschroniken, mögen noch heut zu Tage in ähnlichen Lokalen modern!

Was Ihre, den Zeitraum des vorigen Jahrhunderts umfassende Spitalgaß-Chronik betrifft, so hätte ich dieselbe, wenn's ohne Indiskretion hätte geschehen können, gern in toto abdrucken lassen, um den Kindern und Kindskindern der Einwohnerschaft dieses obern Quartiers ein anschauliches Bild des Lebens und Treibens ihrer Vorfahren vor Augen zu stellen und künftigen vaterländischen Geschichtschreibern historische Quellen zu eröffnen, die sie anderswo vergebens gesucht haben würden; allein die Veröffentlichung mancher Begebenheiten, wenn es gleich nicht gerade Staatsaktionen waren,

hätte dennoch einzelne Zeitgenossen unangenehm afficirt, obgleich Sie arglos aufgezeichnet haben, was Ihnen denkwürdig vorkam; deßwegen habe ich mich recht überwinden müssen, manches mit Stillschweigen zu übergehen, was nicht nur dermalige Stadtbewohner innig gefreut hätte zu vernehmen, sondern auch manche Stadtberner, die auf dem Lande leben und in der Welt nichts lieber lesen als Nachrichten aus ihrer Vaterstadt.

Es kommen in Ihren Erzählungen mitunter ans Wunderbare grenzende Ereignisse vor; aber geschähen im Lauf der Dinge die Begebenheiten in geordneter Folge, wie der regelmäßige Stundenschlag auf dem Zeitglockenthurm, warum sollte es der Mühe lohnen, sie aufzuzeichnen?

Es ist auch im obern Stadtquartier schon gar manches geschehen, welches sich nicht wegläugnen läßt, weil wahrheitsliebende Augenzeugen es erzählt haben; warum sollten wir ihre Berichte verwerfen, wenn gleich die Physik, mit sammt der Elektricitätslehre und dem Magnetismus, keine Aufschlüsse darüber zu geben im Stande wären und übrigens, wie Haller mit Recht behauptet, in's Inn're der Natur kein erschaff'ner Geist dringt?

Des sonderbaren Phänomens vom 25. Mai 1721, am Sonntag vor Pfingsten in der Heiligen Geistkirche, erwähnt, wie Sie in Ihrer Chronik, auch Schellhammer in seiner auf der Stadtbibliothek befindlichen, handschriftlichen, Topographia urbis et agri Bernensis. Wie nemlich an selbem Tag, vor dem letzten Gesang in der Abendpredigt, plötzlich ein starker Rauch entstanden, wie wenn er aus dem Boden heraufgestiegen wäre und die Leute sehr erschreckt habe, daß sie in solcher Eile und so großem Ungestüm, sonderlich von den

Lettnern herab und herausgedrungen seien, „daß viele überrannt worden, etliche ihre Degen, Mäntel und Perrücken verdarben, das Weibervolk die Röck und G'häüb verzeert und verzogen haben und in der ganzen Stadt Angst und Furcht gewesen sei.“ — Dieser Vorfall erinnert fast an den Qualm, der im Jahr 393 nach Roms Erbauung, mitten auf dem Forum, aus einem entstandenen Erdriß aufgestiegen war und die ganze Bevölkerung in Schrecken versetzt hatte. Vergebens bemühten sich die Bürger die Kluft auszufüllen. Die Auguren erklärten, sie würde sich nicht schließen, bevor nicht Rom das Kostbarste, was es besäße, hineingeworfen hätte. Da trat Marcus Curtius, ein junger Ritter, hervor und fragte: „Hat Rom außer den Waffen und der Tapferkeit etwas Kostbareres?“ Sogleich wendete er seine Augen dem hochemporragenden Capitolinischen Tempel zu, der den Göttern des Vaterlandes geweiht war und weihte sich dem Tode. Bewaffnet bestieg er hierauf sein Pferd und stürzte sich mit demselben in den Abgrund; — über ihm schloß sich die Erde wieder.

Lieber Mitbürger! Wenn in den von uns erlebten Jahren, in denen der kommunistische Radikalismus geherrscht und bei jeder Gelegenheit mit den „Errungenschaften der Freisinnigkeit“ groß gethan, irgendwo in der Stadt Bern, z. B. vor dem Rathhause, wo man trank, oder vor dem Bärenwirthshause ein solcher Schlund entstanden wäre, zu dessen Schließung das Kostbarste, was Bern besaß, hätte hineingeworfen werden müssen: glauben Sie wohl, daß unter den Machthabern, die sich des „entschiedenen Fortschritts“ und der „uneigennützigsten Vaterlandsliebe“ am lautesten gerühmt, welche gewesen wären, die für's Gemeinwohl, mit hohem

Entschluß sich freiwillig opfernd, gerufen hätten: „Quartalzapfen hin, Quartalzapfen her!“ und sich wie Curtius zu Pferd, oder sei's auch nur zu Fuß, hineingestürzt hätten? — Ich glaub's nicht; wie nöthlich haben sie gethan, als ihnen die Sesselassekuranz gefährdet schien und wie ergrimmt waren sie, als das Volk sie bei Seite gesetzt hatte! Das Wort „Vaterlandsliebe“ klingt wohl heroisch bei Fest- und Zweckessen, und „Tapferkeit,“ wo keine drohenden Gefahren sind; aber wenn die Rettung des Volkes Opfer fordert, stellen sich die Schreier und Hetzer nicht in die vorderste Linie.

Recht merkwürdig war auch der Allarm in der Stadt, der im Jahr 1749 in der Nacht, nach der Verhaftung der Häupter der Burgerverschwörung entstanden ist, als die sturme Magd des Sigrist's der Heiligen Geistkirche Sturm zu läuten anfing, weil sie, da sie etliche Lichter über die Gasse hin und her tragen sah, meinte, es brenne — so doch keine Brunst war. Jene Tage hat die Burgerschaft in banger Angst durchlebt. Welch ein Tag war derjenige, an dessen Abend die Mitglieder beider Räthe bewaffnet auf dem Rathhause erschienen sind und des unglücklichen Henzi's achtzehnjähriger Sohn, der seinem, nach Burgdorf verreisten Vater von der Entdeckung der Verschwörung Kunde zu geben, nacheilen wollte, das untere Thor bereits verschlossen fand und hierauf gegenüber dem Schwellenmätteli dem Fährmann rufend, durch dessen verneinende Zeichen in solche Verzweiflung gefallen war, daß er sich am Boden wälzte und kaum von seinem Freunde verhindert werden konnte, sich in die Aare zu stürzen! — Daß die damalige zum größten Theile aus Patriziern bestehende Regierung die gemeinern Burger bei den Wahlen zu einträglichen Beamtungen übergehe und dieselbe

fast ausschließlich den vornehmen Standesgenossen zutheile, dieß war der Vorwand jenes gesetzwidrigen Unternehmens gewesen, bei welchem die Verschwornen sich auf die von Kaisern bestätigte Handveste beriefen, welche die Burgerschaft der Stadt Bern als Herrscherinn ihres Gebietes anerkenne und daß zu keinen Zeiten, verfassungsmäßig, ein Patriziat zu Bern bestanden habe. Aber eine gewaltsame Empörung gegen irgend welche Obrigkeit läßt sich niemals rechtfertigen. Gänzlich unanständig scheint uns jedoch auch noch in unsern Tagen das wüthende Schimpfen der Radikalen gegen die Patrizier und Aristokraten. Hat nicht das radikale Regiment bei Ernennungen zu Aemtern, vor Allem aus auf die politische Farbe gesehen und ist das Gemeinwesen besser bedacht und versorgt, wenn bei den Wahlen auf Familienverhältnisse oder wenn auf Empfehlung von Klubbisten Rücksicht genommen wird? — Vollends ekelhaft war die Entschuldigung neu aufgetauchter Magnaten, die gegen manche schwere Vorwürfe, vornehm genug von ihren gepolsterten Sitzen antworteten, es sei ehemals auch nicht besser gemacht worden. Was ehemals? Ist das der „entschiedene Fortschritt“ — sich im Gefühl der Unfähigkeit auf das Ehemals berufen? Hat darum im Jahr 1831 eine achtungswerthe aristokratische Regierung ihr Amt freiwillig niedergelegt, daß nach allen, dem getäuschten Volk seither gegebenen Versprechungen der Sessel-Bewerber, man sich auf das Ehemals berufen dürfe. Das Ehemals? — Es sollte seit 1831, von Ehren und Rechtens wegen, Alles besser geordnet und geleitet werden im Staatshaushalt als es früher war und welche Errungenschaften und Fortschritte waren bis zum Frühling des Jahres

1850 vom radikalen Regimente gemacht worden? Welchen Nutzen hat das Volk davon geärndtet?

Daß Sie in Ihrer Chronik auch den kirchlichen Zuständen der Einwohnerschaft des Quartiers Aufmerksamkeit zugewendet haben, ist ebenfalls sehr erwünscht und gewährt eine unterhaltende Schilderung, von den Tagen an, da die alte Heilige Geistkirche im XVII. Jahrhunderte noch von zweien Kandidaten der Theologie, unter Aufsicht des Präpositus, bedient worden war, bis sie Anno 1721 eine Pfarrkirche geworden ist. Bedeutenden Rumor muß die Protestation jenes Pfisters erregt haben, der in einer Predigt über die Geschichte Josephs, des Sohnes Jakobs, bei Erwähnung der dem egyptischen Ober-Hofbäckermeister auf Verlangen ertheilten Traumdeutung, in heftigstem Zorn von seinem Kirchenstuhl aufstand und aus dem Tempel laufend rief: „Das ist unverschämt gepredigt!" — Der geneigte Leser wird sich hier, ohne Zweifel, an die radikale Justiz der egyptischen Pharaonen erinnern. Wenn nemlich Pfister damals zu leichtes Brod machten oder dasselbe zu theuer verkauften, so wurden sie weder auf anonyme Weise in einem öffentlichen Blatte aufmerksam gemacht, noch ließ es die egyptische Polizei bei der Wegnahme der zu leicht erfundenen Brodte bewenden, die gratis unter die Armen hätten vertheilt werden können, noch wurde ein betrügerischer Pfister, wie es noch jetzt in der Türkei gäng und gäbe ist, durch's eine Ohr an die äußere Thürseite seiner Boutique genagelt, ihn dem Publikum zur Schau auszustellen, sondern die Pharaonen ließen solche Brodverkäufer, ohne langen Prozeß, an den nächsten Galgen aufknüpfen, wo sie hangen blieben, bis die Vögel ihr Fleisch weggefressen hatten. Diese antiquarische Auslegung machte die Traumdeutung ver-

ständlicher. Man sieht hieraus, daß Pharao in Egypten angelegentlicher sich des Volkes, in Betreff der nothwendigsten Lebensmittel angenommen hat, als manche moderne Polizeibehörde, welche sich, wenn sie wollte, z. B. auch von Milchverfälschungen durch die Stadtküher überzeugen könnte, aber, weil die Gewerbsfreiheit gewährleistet ist, nicht gegen die Fälscher Lust hat einzuschreiten.

Man würde jedoch von dieser Ausreißerscene mit Unrecht auf damaligen Mangel an Ehrfurcht für die Feier des öffentlichen Gottesdienstes schließen und man würde eine unrichtige Behauptung aussprechen, wenn man bezeugte, die Heilige Geistkirche sei nie so besucht gewesen, wie in letztvergangenen Jahren. Laut Ihrer Chronik war, seitdem dieser Kirchgemeinde ein Pfarrer und ein Helfer zugeordnet waren, auch z. B. noch im ersten Jahrzehend dieses Jahrhunderts eine solche Volksmenge hier gottesdienstlich versammelt, daß öfters nicht alle Zuhörer im Gotteshause Raum hatten, sondern manche vor den Kirchthüren stehen mußten. Die Bedürfnisse des menschlichen Herzens sind zu allen Zeiten die gleichen und der, welcher allein im Stande ist, sie zu befriedigen, ist derselbe gestern, heute und in Ewigkeit. Freilich spricht der eine Prediger die Leute mehr an als der andere, aber die Kirchgenossen haben Unrecht, so geradehin über Kirchendiener zuweilen verwerfende Urtheile zu fällen, weil sie z. B. nicht ganz in gleicher Manier des Vortrages predigen, wie der eint' oder andere, der momentan ihre Gunst hat. Es ist in der Spitalkirche geschehen, daß an einem heiligen Sonntag, bei der äußerst zahlreichen Versammlung, ein gutmüthiger alter Golattenmattgaßbürger einen sehr klein gewachsenen Neuengaßbewohner, der sich neben demselben lange

müde gestanden, aus Mitleiden, damit er sitzend ausruhen könne, auf den Schooß genommen hatte. Dieß trug sich in der Predigt eines hier angestellt gewesenen Helfers zu, der etwa zwei Jahrzehende später in den gewöhnlichen Festtagsgottesdiensten nicht mehr die Hälfte der frühern Zuhörerzahl vor sich zu sehen erleben mußte.

Recht gefreut hat es mich auch, in Ihrer Chronik zu lesen, wie, vor der Revolution von 1798, in der Stadt der Kirchenbesuch allgemein als zur Regelmäßigkeit eines wohlgeordneten, ehrbaren, christlichen Lebens gehörend betrachtet wurde und wie es den Stadtbewohnern damals nicht in den Sinn kam, an Sonntagsnachmittagen, während hier noch Kinderlehre gehalten wurde, auf's Land hinaus zu laufen. Erst nach der Abendpredigt begaben sich Männer und Frauen sammt ihren Kindern, sei's auf die kleine Schanze oder über die Schützenmatte nach der Engepromenade und sahen dem Sonnenuntergang zu und den wunderbar abwechselnden Farben der Hochgebirge; unter den Spaziergängern aller Stände befanden sich an schönen Sommerabenden öfters auch die Mitglieder des Kirchenkonvents, in Mantel und Rabatt. Nicht nur in den Gassen der Stadt, sondern auch vor den Thoren gewährte der Anblick der Bevölkerung das Bild bürgerlicher Glückseligkeit und des allgemeinsten Friedens.

Wenn wir nicht fürchteten, den dieser Schrift bestimmten Umfang zu überschreiten, würden wir auch der in der Spitalgaßchronik erwähnten, im dortigen Quartier stattgehabten, Brandunglücksfälle und ihrer Ursachen erwähnen und wie, obgleich noch keine Häuserassekuranzen waren, zu Stadt und Land weniger Brünste waren als jetzt und den Brandbeschädigten dennoch reichliche Steuern in freiwilligen Liebes-

gaben zugeflossen sind. Recht rührend ist Ihre Erzählung, wie, bei solchem Anlaße, ein hochbetagtes Mütterchen in der Angst ihres Herzens vor Allem aus das zu ihrer Lebenserhaltung Nothwendigste vor den Flammen eines in ihrer Nachbarschaft brennenden Hauses retten wollte und ihr Nidelhäfeli, so eilig sie konnte, in die zur Aufnahme von Hausgeräthschaften sogleich geöffnete Kirche getragen hat; weil's wehe thut, des Lebens kleine Freuden zu entbehren.

Die Berichte über Visionen, welche Sie auch aufgenommen haben, erinnern an ältere Haus- und Stadtchroniken. Noch immer ist der schauererregende Anblick des Goliaths im alten, gespaltenen, von Wanzen, Fledermäusen und Ratten bewohnten Christoffelthurm Vision genug. Der steht noch da, ist tolerirt worden, während rechts und links neben ihm das Schulhaus und der, der französischen Kolonie gehörende „welsche Spittel" weg mußten; ja sogar das stattliche alte Aarbergerthor, sein Thurm mit den schwebenden Gärten und dem unheimeligen Apparat, der darin zur Beobachtung des Blitzstrahls vom kühnen Mechaniker Schenk errichtet worden, und der Zwingelhof, der Stadtmauer entlang, ist, sammt dieser, von hiesiger Stätte total verschwunden; vom Dittlingerthurm, in welchem die zu Hinrichtungen gebrauchten Geräthschaften aufbewahrt wurden und dem Entengraben keine Spur mehr. Aber auch die Spitalgasse selbst sammt ihren Bewohnern gleicht der frühern nicht mehr. Wo sonst in der Laube, an der Sonnseite, wie in der Säulenhalle einer orientalischen Villa, die Herren der Nachbarschaft, gravitätischen Schrittes, bei gemüthlicher Unterhaltung, im Nachtrock und Pantoffeln, auf und abspazierend ihre langen Morgenpfeifen schmauchten, was gegenwärtig bei der bedeu-

tend vermehrten Bevölkerung, unwillkührlicher Reibungen wegen, schon ziemliche Schwierigkeiten haben würde, da treibt sich jetzt schon vom frühen Morgen an der Eine an dem Andern rasch vorüber, und wo sonst in den Erdgeschoßen finstere Kammern waren, in deren einigen am 5. März des acht und neunziger Jahres die französischen Husaren ihre Rosse unterbrachten, sind jetzt schöne heitere Magazine und Kaufmannsläden. Nach so vielen Umgestaltungen ist, als eine topographische Merkwürdigkeit, Ihr, in den Julitagen von der Schneedecke befreites, kühles Höflein sich gleich geblieben; noch prangt an einer Seitenmauer desselben, in heraldischem Schmuck, das steinerne Wappen eines uralten bernischen, berühmten Rittergeschlechtes und in der Ecke steht, noch jetzt aufrecht, die Antiquität eines weiland roth und schwarz angestrichenen Schilderhauses, das im vorigen Jahrhundert auf der großen Schanze gestanden hat. Manche mögen solche veraltete Gegenstände kaum der Beachtung würdig halten; allein sie sind noch die wenigen Zeugen aus einer Zeit geblieben, in welcher die Zustände der Bewohner dieses Stadttheils wie diejenigen der übrigen Quartiere von den heutigen so sehr verschieden gewesen sind und von der Art, daß manche unserer Zeitgenossen die ihrigen gerne mit jenen würden vertauscht haben, wenn's in ihrer Macht gestanden hätte.

Auch noch in den neuesten Beiträgen zu Ihrer Chronik habe ich gesehen, daß Sie, verehrter Herr, das Alte mit all' seinen Mängeln sich doch nicht aus dem Sinne schlagen können. Von jeher genügsam, nicht nach hohen Dingen strebend, haben Sie Ihr Lebensglück nicht auf das Wandelbare gebaut und die Erinnerung an die längst entschwundene Vergangenheit ist auch Ihnen gehaltreicher und werthvoller als

diejenige der jüngst durchlebten Jahrzehende, die viel Lärmens um Nichts und daher mancherlei Zeugnisse getäuschter Hoffnungen und vielfältigen Ueberdrusses zu veranlassen geeignet waren. Mögen Sie, werther Mitbürger, im Lesen folgender Blätter einige Unterhaltung finden; möge besonders die Erinnerung an den durch höhere Kraft befähigten Riesenüberwinder, der Sieg kindlichen Gottesvertrauens über den frechen Hohn des Unglaubens, Ihnen eine freundliche Aussicht auf bessere Zeiten gewähren!

Hätte der Davidsbrunnen zu Bern in der Periode der in unserer Vaterlandsgeschichte, einzig in ihrer Art, vorübergegangenen vier Jahre (von 1846 bis 1850) noch gestanden, er wäre für unser Volk eine bittere Ironie gewesen, deren Bedeutung jedoch nur die Wenigsten verstanden hätten. Wäre nachfolgende Arbeit ein Musikstück, so würden wir die Leser oben am Rande ersucht haben, sie möchten sich in eine möglichst wehmuthsvolle Stimmung zu versetzen suchen; weil die Schrift beim Anblick des Heldenknaben die Erinnerung an das junge Bern wecken sollte. Aber diese Abhandlung ist keine Sonate, sondern sehr ernste Prosa, ja gar eine Art Nekrolog, bis sie gegen das Ende zu einem Tagebuch wird, in welchem die ersten freien und gesunden Pulsschläge unsers, nach langer, langer Erschlaffung, wieder aufstehenden Volkes pünktlich aufgezeichnet worden sind.

Ehe wir jedoch die historische Bedeutung dieses öffentlichen Denkmals der Stadt Bern in den Erlebnissen unsers Volkes nachweisen werden, haben wir noch vorerst den Davidsbrunnen mit seinem Standbilde in architektonischer und künstlerischer Beziehung zu betrachten.

I.

Der Davidsbrunnen.

Sanktus Christophorus

herabgewürdiget zum Goliath (Christoffel),

und

die Heilig-Geist-Kirche

zu Bern.

Der Davidsbrunnen.

Der Zahn der Zeit zernagt zwar jegliches Menschenwerk; jedoch wird auch manches, wie man zu sagen pflegt, vor der Zeit alt und bricht früher zusammen als man es hätte erwarten sollen; bisweilen fällt's deswegen hin, weil was Hände bauten, Hände stürzen können. Der Davidsbrunnen ist früh zum Greisen geworden; die mehrsten Stadtbrunnen sind beinahe 200 Jahre älter und stehen als Zeugen einer kräftigeren Vorzeit noch dauerhaft genug da, um mehr als einen Sturm auszuhalten.

An dem hartsteinernen Brunnenbecken stand die Jahrzahl 1651; der Pfeiler aber sammt seinem Standbilde wurde erst im zweiten Jahrzehend des XVIIIten Jahrhunderts errichtet, zur Zeit der Erbauung der nahen Heil. Geistkirche, die im Jahr 1729 vollendet worden ist, nach dem Plan des Baumeisters Schildknecht. Der Kirchenbau kostete Fr. 123,000. Zu gleicher Zeit wurde auch die Erbauung eines neuen Spitalgebäudes beschlossen, wozu mehrere Häuser an der Sonnseite der obern Spitalgasse und der Schattseite an der Neuengasse angekauft worden sind. Als jedoch die Kirche erbaut war, fand man, wenn das Spitalgebäude auf dem Areal der erwähnten Häuser erbaut würde, so würde es dem Effekt der erstern schaden. Die verkauften Häuser wurden nun einer Gesellschaft, an deren Spitze der Stiftschaffner Wurstemberger stand, verkauft und von dieser ward die schöne Häuserreihe der obern Spitalgasse erbaut. Der

französische Architekt Abeille schlug den Platz zur Erbauung des Burgerspitals vor, auf dem er steht. Man verwunderte sich, daß ein Fremder das zweckmäßigste Lokal für dieses große Gebäude zu bezeichnen gewußt hatte. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erstanden, als Zeugen der damaligen Macht und Größe Berns, verschiedene prächtige Gebäude. Das große Kornhaus 1711, der Inselspital 1724, der Burgerspital 1739, die Stift 1748. Schade, daß diese, mehr Palästen als bürgerlichen Wohnhäusern ähnlichen Gebäude, mit alleiniger Ausnahme des obern Spitals, nur in Nebenstraßen stehen, was dem Aspekt ihres großartigen Baus um Vieles hinderlich ist.

In künstlerischer Beziehung stand der Davidsbrunnen allen übrigen an der Hauptstraße der Stadt weit nach. Man vermißte an dem Brunnenpfeiler den Charakter des Männlichen und Starken, der den andern zur Zierde gereicht und dauerhafte Festigkeit gewährt. Der untere Theil der Säule war von hartem Stein. Auf diesem Fußgestelle erhob sich, in Form eines Obelisken, von Sandstein eine Säule, deren oberster Theil etwa 1½ Fuß, unterhalb des Säulenkopfs eine Cylinderform hatte. Die vier Seiten des Obelisken waren mit halberhöhter Bildhauerarbeit ausstaffirt, die Trophäen darstellte, in denen um eine Harfe herum Hirtenstäbe, Dudelsackpfeifen, Posaunen, Flöten und andere musikalische Instrumente nachgebildet waren, die an David, als Hirtenknaben und Psalmdichter, erinnern sollten. Der Neubau der Heil. Geistkirche veranlaßte denjenigen des Brunnenstocks. Der Säulenkopf, auf welchem das Standbild Davids stand, war in ganz gleichem Styl gearbeitet wie die Säulenkapitäler an der Kirche und der obeliskenförmige obere Theil des Brun-

nenpfeilers, ebenso wie die kleinen Obelisken, welche auf der Zinne der Kirche stehen, im sogenannten Rococo-Styl. So nannte man die Bauart, welche im Zeitalter Ludwigs XIV. in Europa herrschende Mode war und deshalb auch „Perrückenstyl“ genannt wird. Derselbe hatte den sogenannten „Renaissance-Styl,“ der zur Zeit Franz I. von Frankreich aufgekommen war, verdrängt; er wurde deßwegen so geheißen, weil man in ihm ein Wiederaufleben der Baukunst aus der mittelalterlichen Barbarei erkannte. Der Rococo-Styl in seinen zusammengesetzten Arten degenerirte wieder und wurde nun gar „Rocaille-Styl“ gegenannt. Es ist daher, hinsichtlich des künstlerischen Werthes dieses Brunnenpfeilers, der frühe Verfall desselben nicht sehr zu bedauern.

Weit gelungener war das Standbild Davids selbst, welches der berühmte Bildhauer Johann August Nahl, von Straßburg, verfertigt hatte. Dieser Künstler erlernte die Bildhauerkunst bei seinem Vater, der zu Berlin, unter des berühmten Schlütters Aufsicht, gearbeitet hatte. Um's Jahr 1754 hielt sich Johann August zu Bern auf und trug durch seine Kunst Vieles zur Verschönerung sowohl obrigkeitlicher als bürgerlicher Gebäude bei. Er hatte seine Bildung und Befähigung zur Meisterschaft nach den großen Werken des griechischen Alterthums erlangt und sich auch durch die aus hartkörnigem gelbem Sandstein gemachte Statue Davids des ausgebreiteten Ruhmes seines Namens würdig erzeigt. Die Aufgabe zu erreichen, die er sich gesetzt, war nicht leicht: Einen zum Kampf schreitenden, muthvoll aufblickenden Jüngling, einen David, mit frei aufgehobenem linken Arme. Auf den ersten vergleichenden Blick nahm man

hier einen, von den übrigen hiesigen Brunnenstandbildern verschiedenen Bildhauerstyl wahr; keine steifen, heraldischen Formen, denjenigen eines stattlichen Schildhalters ähnlich, oder eines Theater-Statisten, der eben aus einem Modell genommen und aufgestellt wird und wie zur Parade unbeweglich auf seinem angewiesenen Posten steht. Der kleine, jugendliche Riesenüberwinder vergißt die ganze Welt um sich her, den muthigen freien Blick auf den drohenden, herausfordernden Gegner gerichtet. In seinem freundlich ernsten Jünglingsantlitz auch nicht eine Spur von Zorn oder Rache. Mit keinem Kunstwerke hat sich jedoch dieser ausgezeichnete Künstler so weit verbreiteten Ruhm erworben, wie mit dem Grabmal, welches er der Frau Pfarrerin Langhans zu Hindelbank gesetzt hatte. Während Nahl an dem großartigen, prächtigen Denkmal des Schultheißen von Erlach in der Kirche zu Hindelbank arbeitete, genoß er im Pfarrhause daselbst einer freundschaftlichen Behandlung. Zur selben Zeit starb die Frau Pfarrerin im Wochenbette. Sowohl aus Dankbarkeit nun als aus Hochachtung für die Hingeschiedene weihte Nahl ihr dieses Andenken im Chor der Kirche. Das Grabmal steht nicht an der Mauer aufgerichtet, sondern es ruht in einer Vertiefung des Bodens über dem wirklichen Grabe der Verstorbenen. Die überaus sinnreiche Erfindung besteht in der plastischen Darstellung eines, der Länge nach mitten entzwei geborstenen Grabsteins, in welchem das Bild der Verstorbenen, die in dem einen Arm das Kind empor hebt, mit dem andern die eine Seite der gebrochenen steinernen Grabesdecke wegheben zu wollen scheint, im Moment des ersten Erwachens der Auferstehung, erscheint, um aus der Todesnacht wieder ins Leben herauszutreten; aus ihrem aufschauenden Antlitze leuchtet Siegesfreude.

Der große Haller verherrlichte dieses Monument durch folgende vier Verse, die auf der, wie durch ein Erdbeben von einander gerissenen Grabestafel eingegraben sind:

„Horch, die Trompete schallt, ihr Klang dringt durch das Grab;
Wach auf, mein Schmerzenssohn, wirf deine Hülle ab;
Dein Heiland ruft dir zu; vor Ihm flieht Tod und Zeit
Und in ein ewig Heil verschwindet alles Leid!"

Die Inschrift ist des Kunstwerks würdig.

In den 1820er Jahren wurde ein wenig unterhalb des baufällig gewordenen Davidbrunnens, der dem Einsturz drohte, ein neuer granitner über dem Stadtbache errichtet. Derselbe schien jedoch in so großartigen Umgebungen, sammt seinem Stock ohne Standbild, gar zu unansehnlich und der alte bestaubte, bemooste und zerspaltene stand ungleich stattlicher da. Auf dem neu hieher gesetzten wasserleeren Brunnen ereignete sich nun eine sonderbare Begebenheit. Während einer Nacht ward, ohne daß Landjäger- und Soldatenpatrouillen Etwas davon bemerkt hatten, auf den Brunnenstock die ausgestopfte Figur einer bäurisch gekleideten Weibsperson, auf einem Stuhl sitzend, postirt. Die Larve des Bildes soll mehrere marquante Gesichtszüge aus den Physiognomien damaliger einflußreicher Mitglieder der Stadtverwaltung gehabt haben und die Karrikatur als Anspielung auf die erwähnte Behörde gedeutet worden sein. Groß war am folgenden Morgen die Ueberraschung des in der Nähe wohnenden Publikums; das sonderbare mit einem blauen Kittel bekleidete Phantom gab Stoff zu mancherlei Gerede, Witzen und Gelächter. Manche rieben sich die Augen, um genauer zu sehen, einige guckten aus den Fenstern, andere kamen unter die Laubenbogen und trauten dem Ding nicht; ob's nicht vielleicht gar

ein lebendiges Wesen sein könnte, und setzten Ferngläser an, um an der Figur etwa Bewegungen zu bemerken.

Als nun, von Polizei wegen, die Wegschaffung dieses Popanzen geschehen sollte und eine Leiter an den Brunnenstock gestellt wurde, lief das Gassenvolk hinzu und abermals öffneten sich viele Fenster; Jedermann wollte sehen, wie das Ding ablaufen würde. Das Weibsbild wurde heruntergenommen und auf den Boden gestellt. Schaarenweise drängten sich die Leute herbei und überzeugten sich, daß die Figur ein lebloses Ding war.

Bald darauf wurde auch der aufgestellte neue Brunnen weggeschafft und die Anwohner holten ihr Wasser wie gewohnt bei ihrem alten, schadhaften Davidsbrunnen, bis im Sommer 1846, auf der verlängerten Axe der vom Aarbergerthor nach der Spitalgasse führenden Straße, über dem Stadtbach, ein neuer, großartigerer, in Bargezis Steingrube bei Solothurn, in gothischem Baustyl, nach Werkmeister Heblers Zeichnung verfertigter, Brunnen erbaut und aufgerichtet worden war; dessen achtseitiges Bassin aus zweien Stücken Granit besteht und sammt der sorgfältig ausgearbeiteten Säule 6000 Schweizerfranken gekostet haben soll.

Es ist sonderbar, wie das Abbrechen und die Wegnahme alter Gebäude und namentlich solcher Werke, die von manchen, vom Schauplatz des Erdenlebens abgetretenen Generationen benutzt worden sind, das Gemüth des Beschauers mit einer Art von Wehmuth erfüllt, gewiß aus keinem andern Grund, als wegen der Erinnerungen aus guten und bösen Tagen, die an solchen Gegenständen haften. Man hat uns versichert, daß manche Bewohner, namentlich ältere, an der Spitalgasse mit Thränen in den Augen zugesehen

haben, als der Davidsbrunnen demolirt und von seiner bisherigen Stätte stückweise weggeführt ward. — So wie die Bildsäule Davids unversehrt auf den Boden gestellt war, machten sich einige Waschweiber, durch ihren Reinlichkeitssinn getrieben, herbei, rupften das Moos weg, welches sich mit der Länge der Zeit der Statue angesetzt hatte, nahmen nasse Leintücher und wuschen den „Davidli," wie sie ihn, als einen alten Bekannten, nannten, vom Kopf bis zu den Füßen. Die Stadtbaubehörde hat, wie es scheint, nicht zweckmäßig gefunden, das hübsche Bild auf den neuen Brunnen zu setzen; dasselbe steht nun im Garten eines Freundes der vaterländischen Geschichte, wo es sicher eben so gut vor Beschädigung geschützt ist, als wenns im Werkhof ein Unterkommen gefunden hätte. Bei näherer Betrachtung nimmt man sowohl an den Umrissen der hübschen Formen als an der Ausarbeitung der Einzelheiten die Kunstfertigkeit und den Fleiß wahr, der von Nahl auf diese Statue verwendet worden ist. David erscheint hier nicht als der gottbegeisterte Dichter, nicht als Prophet des Allerhöchsten, sondern als schlichter Hirtenknabe; deßwegen dient dem Bilde als Haltpunkt ein abgebrochener Baumstamm, über den rückwärts eine Löwenhaut herabhängt, die an eine andere Heldenthat des Jünglings erinnern soll, welche 1. Sam. XVII, 34 u. 35 vorkömmt, wo erzählt ist, wie er einem grimmigen Löwen ein Lämmlein aus dem Rachen entrissen und das Raubthier erlegt habe, zur Zeit, da er noch die Schafe seines Vaters hütete.

Lehrreich und interessant wäre, in künstlerischer Hinsicht, die Zusammenstellung dieses Kunstwerks mit demjenigen, welches der Bildhauer David Imhof, von Sarnen, Kan-

tons Unterwalden, zu Rom vollendet hatte, wovon das Gypsmodell dem hiesigen akademischen Museum geschenkt worden ist. — Das letztere ist ein herrliches Kunstwerk. David hält mit der Rechten das dem erlegten Riesen abgenommene Schwerdt empor, während er mit der gesenkten Linken das abgeschlagene Haupt des Riesen an einem Büschel Haaren hebt. Der Ausdruck des frei in der Begeisterung des erlangten Sieges zum Himmel aufschauenden, jugendlich schönen Antlitzes ist sehr edel. Nichts von Rohheit oder Schadenfreude spricht aus den reinen, durch heilige Freude verklärten Zügen, vielmehr eine Art göttlicher Ruhe, wie sie die griechischen Künstler auf den heitern Stirnen ihren Heroen und Götter darzustellen wußten, und was Schiller das „ewigklar und spiegelrein und eben dahinfließende Leben der Seligen“ nennt.

Ein Metallguß von Imhofs Meisterwerk sollte den obern Brunnen an der Spitalgasse zieren, auch wenn der Christoffelthurm sammt dem hölzernen Goliath längst verschwunden und weg wäre. An diese Stätte gehört in der Erinnerung aus der alten und neuern Bernergeschichte ein David, Front gegen Westen, nach der Himmelsgegend, unter welcher Laupen, Grandson und Murten liegen.

Nun, nachdem vom Davidsbrunnen die Rede gewesen ist, zu ernstern Betrachtungen!

Das Auftreten Davids in der biblischen Geschichte.

In Judas Niederlande, wo zwischen Socho und Aseka zwei Hügel ein flaches Thal umschließen, hatte das israelitische Heer ein Lager gegen die Armee der Philister bezogen. Nahe an einander standen die zum Kampf gerüsteten Schaaren. — Zwischen ihnen tritt aus dem Heidenvolk hervor ein frecher Riese mit Gotteslästerungen und Schimpfreden gegen Israel auf und fordert den Wägsten und Besten zum Zweikampf heraus. Keiner hat den Muth die trotzige Einladung anzunehmen; es war damals eben so, wie wir's auch in unserem Volksleben noch bis in die jüngsten Zeiten leider nur zu oft mit anschauen mußten „Je schlechter, desto frecher!“ Mit verwegenen Worten angedrohete Gewaltthaten schüchtern die Menge ein und eine tollkühne Rotte hat eine Zeitlang gut Spiel; dieses braucht sie, wie wenn es rechtlicher Boden wäre. — Endlich, in Gegenwart beider Heere, erscheint ein bräunlicher Jüngling mit schönen Augen, der von seiner Schafheerde gekommen war, der entscheidenden Schlacht gegen die Feinde seines Volkes zuzusehen, und bringt ihm eine Hülfe, die seine Helden nicht gewagt haben.

Auf des heidnischen Riesen wiederholte Gotteslästerung entgegnet ihm David: „Du kommst zu mir mit Schwerdt, Spieß und Schild; ich aber komme zu dir im Namen des Herrn der Heerschaaren, des Gottes Israels, den du gehöhnt hast.“ So ruft der zum Kampfe hervortretende Jüngling, ohne Waffen und Rüstung, und mit gewaltigem Schwung,

des mit Riesenkraft sich hebenden Armes schleudert er dem Lästerer einen Stein mitten auf die Stirne — und der Riese fällt und Israel jubelt! Verwundert frägt König Saul nach des Knaben Herkommen und erstaunt, daß derselbe nicht einen Helden zum Vater habe.

Das war der David, welcher nachher der berühmteste König Israels geworden ist und drei Auszeichnungen, die selten Einzelnen zu Theil werden, in sich vereinigte: Heldengröße, Dichterruhm und königliche Würde. Auf dem Fürstenthrone vergaß er nicht der Schäferhütte Niedrigkeit, im erhabensten Schwung des Psalmengesangs nicht die Noth des Erdenlebens und im Triumphzuge nicht der Ueberwundenen Jammer.

Ueberdieß hatte er aus eigener Erfahrung kennen gelernt des Herzens Schwäche, des Glückes Unbeständigkeit, aber auch wie ein kindliches Vertrauen auf Gottes Gnade den Schwergeprüften über das Schicksal erhebt. — Deßwegen ragt David, in unvergänglichem weltgeschichtlichem Ruhme, so gewaltig aus dem Gang der Zeiten hervor und war, weil er die Leiden des Lebens zur Selbsterniedrigung und Demüthigung aus Gottes Hand geduldig annahm und im herrlichsten Siege Ihm allein, nicht sich selber, die Ehre gegeben hatte, ein „Mann nach dem Herzen Gottes.“

Sieh auch hier wieder, in des kleinen Davids großer That, das vor der Welt Unansehnliche, dem Gott die Palme des Sieges zugedacht hatte. „Er zeigt Seines Armes „Gewalt, zerwirft die Stolzen in ihres Herzens Sinn, er „stürzt die Mächtigen und die Niedrigen hebt er empor und „nimmt sich Israels, seines Knechtes, an, eingedenk Seines

„Erbarmens und seiner Verheißungen über Abraham und „seine Nachkommen ewiglich.“

Als Maria, die arme Jungfrau aus dem Davidischen Königsgeschlechte, diese Worte ihres unvergleichlich schönen und herrlichen Lobgesangs gesprochen; da sind wohl die wundervollen Thaten ihres großen Ahnherrn an ihrem Geiste vorübergegangen! Der fromme Kindesglaube erlangt den Sieg, und alle Macht, die sich wider Gott erhebt, muß fallen, denn Gott widersteht den Stolzen und wenn Gott wider sie ist, was wollen sie ausrichten? So lenkt Gott im Allgemeinen und im Einzelnen das Leben der Menschen. Es kommen zwar darin, wie in der Natur mancherlei Seltsamkeiten und Unbegreiflichkeiten vor, aber dennoch lenkt Gott nach Seinem Willen alle Dinge. Darum muß man an dem heiligen Buche, welches uns von Seinen geheimnißvollen Rathschlüssen Kunde gibt, nicht dreh'n und deuteln wollen, sonst versteht man erst gar nichts davon und muß den Unendlichen nicht nach der Länge der menschlichen Statur messen wollen. Sein Wort ist gewaltig, umfaßt Welten und wiegt Sandkörner, offenbart aus den unergründlichen Tiefen der Gottheit und durchdringt Menschenherzen; daher bedarf die heilige Schrift menschlicher Ausschmückung nicht. Wäre Davids Sieg größer gewesen, wenn er gegen den Goliath ausgezogen wäre in geregeltem Feldschritt und mit Sauls blanker Waffenrüstung — oder aber als Hirtenknabe mit der leichten Schleuder und den glatten Bachsteinen in der Tasche? — Ist Rom weniger groß geworden, weil Remus über seine ersten Mauern hat springen können? — Was Nichts ist vor der Welt, hat Gott erwählt, daß Er damit die Welt in ihrem Stolz zu Schanden mache.

Was von Gott mit unvergänglichem Ruhm geehrt worden ist, hat als Beigabe zum irdischen Leben jederzeit etwas vor der Welt Verächtliches haben müssen; — Moses, der Staatsordner der Urwelt, der Heerführer und Gesetzgeber des merkwürdigsten Volks der Erde — das Stammeln mit der schweren Zunge; die heiligen Propheten, deren die Welt nicht werth war — Undank, Haß und Verfolgung; — die Apostel, ungelehrte Handwerksleute, predigen die himmlische Lehre, vor welcher die Götter Griechenlands und Roms in den Staub sinken, in „galiläischem Kauderwelsch,“ Paulus, der größte unter ihnen, hat den Pfahl im Fleisch sammt den Faustschlägen des Satansengels, „damit er sich nicht überhebe;“ — Maria, die Hochgebenedeite, lebt in Niedrigkeit und Armuth, sie, die voll heiliger Freude rühmen konnte: „Selig werden mich preisen alle Geschlechter der Menschen;“ und der, dem Keiner zu vergleichen, der Herr über Alle, der Diener Aller, der Zimmermannssohn, der Nazarener, der nicht hatte, wo Er sein Haupt hinlegen konnte. „In unser armes Fleisch und Blut, verkleidet ist das höchste Gut!“ —

Wie hat sich äußerlich der Hirtenknabe im Schäferrock gegenüber dem bis unter die Zähne gepanzerten, riesenhaften Philister ausnehmen müssen, als er zum Zweikampf gegen ihn hervortrat!

Warum haben die Berner dem David zu Ehren ein Standbild errichtet?

Es darf uns nicht befremden, wenn in einer Stadt, die auf einer Halbinsel der Aare aus so geringen Anfängen, einer aus hölzernen Hütten bestehenden, unansehnlichen Ortschaft, die noch geraume Zeit nach ihrer Gründung sogar einer eigenen Kirche entbehren mußte, zu so großer Macht und Ruhm gelangt ist, in einem Gemeinwesen, dessen Geschichte eine solche Heldenzeit aufzuweisen hat — — in den Tagen seiner Größe, nach Ueberwindung mancher mächtiger Feinde, die ihm Untergang und Verderben gedroht — dem Riesenüberwinder David eine Ehrensäule errichtet worden ist.

In ihm wollten die Berner ihren eigenen Helden ein Denkmal setzen. Nicht jedem Einzelnen besonders; dieß verbot ihre Weisheit. Die junge Republik wußte von den Wirren und dem Verfall mancher gleichzeitiger, namentlich italienischer Staaten, die, durch Partheigeist zerrissen, sich ihren Untergang bereitet haben; sie vergaß des ernsten Bibelwortes nicht; „Wo ein Haus in sich selber uneins ist, „da muß es zerfallen und eines Mächtigern Beute werden.“ Die Herrschsucht des Familienstolzes niederzuhalten mit kräftiger Hand, war in Berns Heldenzeit seiner patriotischen Regenten weise Regierungsmaxime gewesen. — Sie hätten es nie gestattet, daß dem glorreichen Laupenhelden Rudolf von Erlach ein öffentliches Denkmal errichtet worden wäre; die ganze Schaar, welche den Adelsbund zersprengt und

überwunden, war ein Heldenvolk gewesen, das nicht seinem tapfern und hochherzigen Führer, sondern sammt diesem, Gott, dem Herrn der Heerschaaren, auf dem Schlachtfeld selber die Ehre gab. — Ja, es war sogar zu Bern damals verboten, den Verstorbenen über ihren Gräbern steinerne Denkmäler zu errichten, damit nicht durch die Ehrenmeldung der Grabschriften, für einzelne Geschlechter Vorwand und Stoff zu Ansprüchen gegeben würde, die in der von Kaiser Friedrich II. im Jahr 1218 der gesammten Burgerschaft ertheilten Handveste keinen Grund hatten. Eben so sehr, wie in den schönsten Zeiten des alten Berns, die frei von der Gesammtheit der stimmfähigen Bürger gewählte Obrigkeit sichs angelegen sein ließ den Adel zu überwachen, richtete sie ihr Augenmerk auch auf die Zünfte der Stadt und duldete die Versuche einzelner derselben nicht, Verordnungen abzuschließen, wodurch die Freiheit des gesammten Gemeinwesens irgendwie hätte beschränkt oder verletzt werden können. **Principiis obsta!** —

Aus oben erwähnten Gründen wurden auch auf andere Stadtbrunnen biblische Heroen gestellt; auf denjenigen in der Nähe der Hauptkirche Moses mit den Gesetzestafeln; auf den untern Kramgaßbrunnen Simson der Löwenbezwinger, in der Nähe der Metzgernzunft, deren Genossen bekanntlich in der glorreichen Laupenschlacht, als die Vordersten im Kampfe, aufs heldenmüthigste gestritten haben. — Auf dem Forum des alten Roms, und besonders zu beiden Seiten der, dasselbe durchschneidenden via sacra, standen eine Menge von Ehrensäulen zur Erinnerung an ausgezeichnete Römer und sogar einzelne Römerinnen, priesterlichen und bürgerlichen Standes, die sich um den Staat

verdient gemacht und durch hochherzige, edle Thaten die Hochachtung ihrer Zeitgenossen erworben hatten. Der Ruhm bei der Nachwelt war die kräftigste Grundlage des Glaubens an Unsterblichkeit beim Römervolke. Anders bei unsern Vorfahren! Nach ihren herrlichsten Siegen sprachen sie demüthig vor Dem sich beugend, der sie mit Ehre gekrönt: „Gott allein die Ehr' und sonst Niemand mehr!"

Zwar geschah es durch eine sonderbare Verumständung, daß das Bild des israelitischen Heldenknaben hier aufgestellt worden ist; denn wäre nicht der in einen Goliath umgewandelte Christophorus in das gigantische Schilderhaus, welches nun nach seinem Namen benannt worden ist, relegirt worden, so wäre an dieser Stelle die Errichtung einer Davidsbildsäule unterblieben; allein dem stolzen, pochenden Philister durfte ein Gegner nicht ausbleiben und so wurde das „Debellare superbos," der Hauptcharakterzug des alten Berns, gleich beim obern Eingang in die Stadt sinnbildlich dargestellt.

Dieß veranlaßt uns, hier über das in den philiströsen Goliath umgestaltete, alte Christoffelbild einigen Bericht zu erstatten.

Christophorus.

Die kolossale hölzerne Figur ist für den heutigen Berner nicht ihres Kunstwerthes, sondern der archäologischen Bedeutung wegen, noch immer beachtenswerth. Das Bild stellte im alten Bern den heil. Christophorus, nach damaliger Mundart „Christoffel“ genannt, vor und war vor der Reformation, in der St. Vincenzenkirche über dem mittlern Haupteingang derselben postirt, wo jetzt die große Orgel ist. — (Damals war die Hauptorgel, von 32 Registern, an der Mauer zwischen der Kanzel und dem Chor.) Er stand also unter der gewaltig hohen und weiten Wölbung, über welcher sich der Thurm erhebt und schaute aus einem Raum, dessen erstaunenerregende Dimensionen man am ungehindertsten wahrnehmen konnte, als im Jenner 1846 die große Orgel sammt ihrem Lettner abgebrochen und weiters verlegt ward, in die Kirche herunter. Er mochte zwar den Hintergrund dieses untersten Thurmtheils weder mit seiner Länge noch mit seiner Breite decken, bewirkte jedoch, daß die hohe Mauer die mit keiner zur Größe des Gotteshauses im Verhältniß stehenden Fensterrose geschmückt ist, dem Beschauenden weniger unangenehm sich darstellte. Eine Urkunde, von Samstag nach Hilarii im Jahr 1496, enthält die Bestimmung: „MngHhrn. haben dem Bildhower ver„dinget, St. Christofflen auf dem obern Thor zu machen, „um 20 Guldin, ohne weitere Schatzung, und ob er die „Summ' nit daran verdienet, so soll solichs stahn hin zu Er„kenntniß biderb Leuten.“ Nach dieser Angabe möchte es scheinen, als sei der Christoffel nicht für die Kirche, sondern für das obere Thor gemacht worden. Man hat gesucht



Christophorus.

diesen Widerspruch so zu lösen, daß man die Worte „auf dem obern Thor“ so verstehen wollte, als bezeichneten sie: „für das obere Thor“ und hätte sich die daherige obrigkeitliche Verfügung bloß auf die Umwandlung und Versetzung des Bildes bezogen; wenn übrigens die citirte urkundliche Notiz, die wir nicht im Original gelesen, sondern aus einer archäologischen Notizensammlung abgeschrieben haben, ächt ist *).

Eine alte Volkssage berichtet, dieses Christoffels ursprüngliche Bestimmung sei gewesen, das St. Vincenzenmünster zu hüten; nachdem aber die Monstranz daraus gestohlen worden sei, habe man den saumseligen Wächter, ihm zur Schande und Andern zum Exempel, aus der Kirche genommen und in den Thorthurm gestellt. Wahr ist es, daß in der Münsterkirche ein solches Verbrechen verübt worden ist; es hat jedoch schon im Jahr 1465 statt gefunden, wodurch die ganze Einwohnerschaft in die größte Betrübniß versetzt worden ist. Mehrere Personen, geistlichen und weltlichen Standes, wurden deßhalb gefänglich eingezogen und an der Folter peinlich verhört, ohne daß man den Thäter ausfindig machen konnte. Erst lange nachher gestand auf dem Todbette ein Priester, er habe den Kirchenraub begangen. Anstatt der verlornen ließ die Bürgerschaft eine neue weit köstlichere Monstranz von purem Golde verfertigen, welche 332 Loth schwer war.

In ästhetischer Hinsicht hat das ganze Machwerk des hölzernen Christoffels sehr wenig oder gar keinen Werth; als

*) Vielleicht ist die Angabe einer alten Chronik entnommen worden, die erst verfaßt worden ist, nachdem das große Bild versetzt worden war.

ein Produkt der Holzschnitzerei steht es tief unter derjenigen der kunstreich ausgearbeiteten Verzierungen an den Chorherrenstühlen im Münster, welche die Meister Rüsch und Seewagen um 50 Pfund verfertigt haben. Der Christoffel erinnert fast an die ersten Versuche der Holzschnitzerei. An ihm befriedigt nichts die Forderungen der Kunst als das Hauptthaar und der Bart, dessen wellenförmige Nachbildung wohlgelungen ist; wären, anstatt der Haare, Schlangen angebracht worden, so hätte der bloße Kopf fast mit einem Medusenhaupt verglichen werden können; es ist dem Verfertiger schrecklich mißlungen, seinem Heiligen ein ehrfurchterregendes, frommernstes Antlitz zu schaffen. Als im Jahr 1841 der berühmte Bildhauer Thorwaldsen auf seiner Reise nach Italien auch zu Bern erwartet wurde, freuten sich einige Kunstdilettanten, ihn mit dem Christoffel, einem Produkt des XIV. Jahrhunderts, (warum nicht gar des XII.?) zu überraschen.

Die Hauptmasse des Riesenleibes besteht aus den beiden Theilen eines der Länge nach getrennten Nußbaumes, dessen Rückseite ausgehöhlt ist. Die Länge eines Fußes der Figur ist 3 Schuh, 9 Zoll. — Vom Fuß bis unters Knie mißt das Schienbein 6 Fuß. Das Schwerdt ist 25 Fuß lang. Die Länge einer Feder auf dem Baret 4 Fuß. Die ganze Gestalt ist circa 25 Fuß hoch.

Noch jetzt sieht man dem Christoffelbild auf den ersten Blick an, daß es ursprünglich keinen Goliath hat vorstellen sollen; wenn der Holzschnitzer den riesenhaften Philister hätte nachbilden wollen, er hätte, ohne Zweifel, denselben nach der Beschreibung geformt, die I. Sam. XVII, 5 u. ff. steht. Nach ihr hatte Goliath einen ehernen Helm auf seinem Haupte, an dem Leibe einen schuppigten Panzer und eherne

Beinharnische an den Schenkeln. Ferner trug er einen metallenen Schild an seiner Schulter u. s. w., von dem Allem ist an unserm Goliath nichts wahrzunehmen. Dessen Kostüm ist hingegen das gleiche, wie es in einigen katholischen Kirchen zu sehen ist. Die Länge des Bildes konnte jedoch füglich mit derjenigen des Philisters verglichen werden, dessen Höhe 6 Ellen und die Breite einer Hand gewesen. —

Bei den Bernern stand Christophorus in großen Ehren. Ihm stifteten die Edlen von Dießbach einen Altar mit jährlich 50 Gulden Einkommen für den Priester, wöchentlich 4 Messen zu lesen; ein eigener Kaplan war dazu geordnet. Mit Kelch, Buch, Meßgewändern, Lichtstöcken und andern Zubehörden war der Altar, von seiner Stiftung an, wohl versehen. Ritter Niklaus von Dießbach, Schultheiß der Stadt Bern, verordnete testamentlich, daß aus seinem hinterlassenen Vermögen eine Kapelle am St. Vincenzenmünster von Grund auf erbaut werde; der Bau, über welchen die Rechnungen noch vorhanden sind, kostete mehr als 800 Gulden; zu der Kapelle kauften seine 3 Söhne ein Pfrundhaus an der Herren von Aegerten Gasse (Herrengasse), um 270 Gulden. Natürlicher Weise ward die ganze Vergabung als Kirchengut erklärt und daß sie, zu ewigen Zeiten, Kirchengut bleiben solle. — Auf ähnliche Weise sind in unserem Lande die allermeisten Kirchensätze, mittelst rechtskräftiger Form, in letzten Willensverordnungen begüterter Erblasser gestiftet worden, mit den ausdrücklichen Bestimmungen, daß diese Vergabungen fortan „Eigenthum der Kirche“ bleiben sollen. Die daherigen Dokumente schließen mit schauderhaften Verfluchungen gegen diejenigen, die jemals es wagen würden, die der Kirche gemachten Schenkungen zu veräußern und ihrem Zwecke

zu entfremden. Man glaubte damals, es würden bei einem christlichen Volke, in allen folgenden Zeiten, solche Testamente unverletzlich gehalten werden. Auch noch nach der Reformation geschahen ähnliche Vergabungen an die Kirche; so z. B. wurde eines der Pfarrhäuser an der Herrengasse von seinem Besitzer Dekan Fedminger, laut testamentarischer Verfügung, zur Wohnung eines Predigers der Münsterkirche geordnet und der Kirche geschenkt. Noch nach der Reformation geschah es auch auf dem Lande, daß einzelne Ortschaften und vermögliche Bauersleute, nach freiem Willen, Stücke Landes als Geschenk ihrem Parrochial-Kirchengute vergabeten; z. B. auch Ortschaften, wo ein dem Pfarrdorf entlegenes Filial war, haben zur jeweiligen Benutzung des Pfarrers, seines beschwerlichen Filialkirchendienstes wegen, der Pfarrei die freiwillige Gabe eines Stück Landes zugeordnet. — Wie nehmen sich die Veräußerungen der Pfrundgüter durch die Regierungen, welche die Pflicht hatten, das Kirchengut gegen jegliche unrechtmäßige Eingriffe zu beschützen, aus? — Wie nahm es sich aus, wenn im Jahr 1844 ein Mitglied des damaligen Regierungsrathes zu einem Häuserspekulanten in Bern gesprochen hatte: „Herr, „wollen wir zusammen einen Schick machen und die Pfarr„häuser an der Herrengasse kaufen, die ohne weiters an eine „öffentliche Steigerung gebracht werden, wenn's verlangt wird; „woraufhin man den Geistlichen der Münsterkirche Miethzinse „bezahlen kann?“ — Die Häuser kamen in der That an eine Steigerung und — — — Ehre dem Stadtpublikum, das sich geschämt haben würde, ein Angebot für eine dieser dem Kirchengut gehörenden Wohnungen zu thun! Es hätte dem Käufer gewiß auch wenig Glück gebracht. Gewalt geht nicht über Recht; Recht geht über Gewalt und Unrecht kann nie Recht

werden. — Freilich ändern sich die Zeiten, aber die Grundsätze der Gerechtigkeit sind unwandelbar. „Es gibt Zeiten, Steine zu werfen und gibt wieder Zeiten, Steine aufzulesen,“ sagt Salomo. — Die erwähnte, von der Familie von Dießbach erbaute, St. Christoffels Kapelle ist an der Mittagsseite der Kirche und sowohl an den prächtigen Dießbachischen Wappenschildern im kunstreich erbauten Fenster als auch an dem großen steinernen Wappen des Schlußsteins oben am Gewölbe der Kapelle kenntlich. In der geweihten Erde dieses Bethauses ruht der Stifter desselben nebst manchem seiner Nachkommen. Auch hier meldet keine Gedächtnißtafel die Namen derjenigen aus dem einst so hoch angesehenen Rittergeschlechte, welche hier begraben sind. Eben so wenig bezeichnet im Chor, wo die berühmten Bubenberge ihre Erbbegräbnißstätte hatten, ein Denkstein die Stätte, wo Held Adrian beigesetzt ward. Die Dießbache und die Bubenberge! In welchen Besorgnissen befand sich Bern, kurz vor den Kriegen mit Karl dem Kühnen, als der damals regierende Schultheiß von Dießbach an der Spitze der französisch gesinnten Parthei es dahin zu bringen vermochte, daß Adrian von allen Rathssitzungen ausgeschlossen ward, in denen die burgundischen Angelegenheiten behandelt wurden. Adrian zog sich, tief gekränkt, auf sein liebes Spiez zurück; aber als das bedrängte Vaterland seiner bedurfte, stellte er sich, alle erlittenen schweren Beleidigungen vergessend, wo die Noth und Gefahr am größten war und vertheidigte, bei offenen Thoren, Murten mit 1500 Bernern gegen 60,000 Burgunder und schrieb an den Rath zu Bern: „So lang' eine Ader in uns lebt, gibt keiner nach!“ —

Was brauchts für solche Helden Gedächtnißtafeln und

Grabmäler! — Die ganze Münsterkirche ist die Grabstätte eines Heldenvolks — und seiner Führer Gedächtniß lebt unsterblich fort.

In den alten Legendensammlungen ist die Sage über den Christophorus ausführlich erzählt, sie ist eine der trefflichsten dem Sinne nach; wir theilen sie hier abgekürzt mit, nach Inhalt des 95sten Kapitels der „Aurea Legenda;" sie findet sich auch in "der Heiligen Leben." Augsburg 1473 und Straßburg 1510.

Sankt Christophorus war ein aus Cananea gebürtiger Heide, hatte einen starken Leichnam, der 12 Ellen lang war, große Glieder und Antlitz und hieß vor seiner Taufe Offerus. Wie er zu vollen Kräften kam, kam ihn die Wanderungslust an, um dem größten Herrn zu dienen. Man wies ihn zu einem mächtigen König; derselbe empfing ihn freundlich. Da kam einsmal ein Spielmann an den Hof und sang ein Lied, worin das Wort "Teufel" mehrmals vorkam. Aber allemal, wenn das Wort "Teufel" genannt wurde, segnete sich der König und machte ein Kreuz für sich. Christophorus fragte: Herr, was meinst du damit, daß du zween Strich für dich thust? Als der König nicht mit der Sprach heraus wollte — fuhr jener fort: Herr, sag' es mir, oder ich bleib' nicht länger bei dir. Da antwortete der Fürst: Wenn man den Teufel vor mir nennt, so gesegne ich mich mit dem Zeichen, daß er nicht Gewalt über mich gewinne. Christophorus sprach: Fürchtest du dich vor ihm, so hab' ich dir genug gedient, ich will den Teufel aufsuchen, bis ich ihn finde und will dem dienen, der gewaltiger ist als du. Darnach ging er fort und hielt Nachfrage und niemand mochte

ihm den Feind zeigen. Eines Tages wanderte er über eine große Wildniß und sah eine stattliche Ritterschaft daherreiten; unter derselben war ein schwarzer, gräulicher Ritter, der sich von den andern los brach, zu Christophorus ritt und fragte: „Wen suchst du?“ „„Den Teufel suche ich, denn ich wär gern sein Knecht.““ „Das bin ich“ spricht der Ritter und Christophorus gelobt ihm seinen Dienst zu und zog mit ihm.

Nun kamen sie an einen Scheidweg, da stund ein Kreuz. Als der Feind dasselbe sah, fuhr er bei der Seite ab und durfte den Weg nicht weiter reiten. Christophorus fragte: Herr, warum reitest du einhalb den krummen Weg? „Dort stund, sprach der Feind, das Kreuzzeichen, daran Christus erhangen ward. Das Zeichen fürcht' ich und fliehe es alle Zeit.“ — Christophorus erwiederte: Wenn du sein Zeichen nur fliehen mußt, so ist er selber erst größer als du; mit diesen Worten verließ er den Feind und fragte allenthalben wo er hinkam die Leute, wo der Herr Christus wäre; so gelangte er auch zu einem frommen Einsiedler. Als dieser die Nachfrage hörte, da erzählte er, wie der Herr Christus gar ein großer mächtiger König sei, ein Herr über alle Dinge und wie er seinen Freunden großen Lohn gebe; aber er sei sündlichem Leben feind und wer rein lebe und heilig, der erlange des Herrn Gnade; dazu sei nöthig, gerne zu fasten und zu wachen durch seinen Willen. Ich mag weder beten, noch fasten, noch wachen, sagte Christophorus. Da sprach der Einsiedler: Es steht ein Wasser da, über welches weder Brücke noch Steg ist; willst du die Menschen darüber tragen um Gottes willen, so magst du mit solchem Dienst dem Herrn auch gefallen; übrigens bist du lang und stark.

Christophorus antwortete: Das will ich gern thun durch Gott und baute für sich ein Gemach bei dem Wasser. Viele Menschen kamen daher, die trug er alle über das Wasser; er hatte einen großen Stab in der Hand und pflog der Arbeit Tag und Nacht. Eines Nachts war er gar müde, legte sich nieder und schlief. Da ruft ihm ein Kind. Alsbald stund er auf und suchte dasselbe überall bei dem Wasser und da er Niemanden finden konnte, legte er sich wieder nieder und schlief ein. Das Kind rief abermals. Plötzlich steht er auf, es zu suchen, fand Niemand und legte sich abermals nieder. Zum drittenmal hörte er das Kind rufen; er ging hinaus, fand ein Knäblein, nahm es auf den Arm und ging in's Wasser. Da wuchs der Strom sehr und ward das Kind so schwer, als ob es von Blei wäre und immer schwerer, und das Wasser ward so groß, daß er fürchtete, er würde ertrinken. Mitten in den Fluthen sprach er: Ei Kind, wie gar schwer bist du? — mir ist, als ob ich die ganze Welt trüge! Da sprach das Kind: Du trägst nicht allein diese Welt, sondern auch den, der Himmel und Erde gemacht hat. Das Kind drückte nun ihn unter das Wasser und sprach: Ich bin Jesus Christus, dein König und dein Gott, durch den du arbeitest. Vorher hießest du Offerus, von nun an sollst du Christophorus heißen, nach mir; du sollst deinen Stab in die Erde pflanzen und er wird morgen blühen und Frucht bringen. Damit verschwand der Herr. Nun ward Christophorus froh und dankte unserm Herr seiner Gnade; den dürren Stab pflanzte er in die Erde, derselbe ward in der Nacht zu einem Baume, blühte und brachte alsbald Frucht.

Darnach führte ihn der Geist Gottes in eine Stadt, wo die Christen gar viel um des Glaubens willen litten; er ging

zu den Gläubigen, die man marterte und tödete — tröstete sie und bat sie, daß sie geduldiglich litten um das ewige Leben. Dadurch ward der Heiden Zorn erweckt, einer aus ihnen kam und schlug Christophorum auf den Backen. Glaubst du nicht, sprach der Heilige, daß ich so stark bin, dich mit meinen Füßen zu zertreten, wenn ich es nicht um Gotteswillen ließe, somit steckte er den dürren Stab in die Erde und siehe derselbe ward alsbald grün und trug schöne Frucht. Da solches die Heiden sahen, bekehrten sich ihrer viele zu Christo. Der Landesfürst aber ward zornig und sandte 200 Mann aus, den Christophorus zu fassen. Sie fanden ihn im Gebet, durften ihn nicht anrühren und meldeten es dem König. Dieser sandte andere Zweihundert, denen es gleich ging. Als Christophorus sie sah, sprach er: „Was wollt ihr?" „„Der König hat uns nach dir gesandt."" „Lustet es mich, so komme ich." „„Willst du nicht mit uns gehen, so wollen wir dem König sagen, wir wissen nicht, wo du seiest."" „Ich will gern mit euch gehen, bindet mir die Hände auf den Rücken." Das thaten sie; aber er sagte ihnen so viel vom Christenglauben, daß er viele bekehrte. Da ihn der König ansah, erschrack er vor ihm und sprach: Willst du Ehre und gute Tage bei uns haben, so opfere unsern Göttern; thust du das nicht, so mußt du große Noth und Marter leiden. Da sprach Christophorus: Dein Gott ist der böse Geist; ich aber glaube an unsern Herrn Jesum Christum. Der König ließ ihn hierauf in den Kerker legen und alle enthaupten, die bekehrt worden waren. Zwei Weiber wurden zum Gefangenen eingesperrt, um ihn vom Glauben abwendig zu machen. Sie wurden Christinnen. Der König wollte sie hierauf zwingen, im Tempel die Götzen wieder anzubeten;

sie aber gingen auf den Götzen zu, warfen ihn auf die Erde und schlugen ihn, daß er zerbrach und riefen: Bringet den Arzt und Salben, daß der Götz gesund werde. Hierauf ließ der Tyrann die Frauen todtschlagen. Nun wurde Christophorus nackend ausgezogen, mit Gerten geschlagen, sie setzten ihm einen glühenden Helm auf's Haupt, banden ihn der Länge nach auf Eisen und goßen siedendes Pech auf ihn. Seine Ketten zersprangen und die Folterbank brach entzwei; nun banden sie ihn an eine große Säule und schoßen Pfeile auf ihn ab; allein dieselben blieben in den Lüften hangen, nur einer fuhr weit hin und dem König in's Auge, daß er erblindete. Da sprach Christophorus: Wenn ich morgen sterbe, so nimm mein' Blut und Erde untereinander und bestreiche deine Augen damit, so wirst du sehend werden. Am folgenden Tag ward er enthauptet und Gott nahm seine Seele auf zu den ewigen Freuden. Nun nahm der König von des Getödteten Blut, mischte dasselbe unter ein wenig Erde und bestrich seine Augen damit. Sogleich ward er sehend, gläubig und ließ sich taufen.

Dieß ist die Legende über den Sankt Christophorus.

Man hat die Existenz dieses Heiligen in Zweifel ziehen wollen; die Kirchenväter Ambrosius und Ignatius erwähnen jedoch seiner. Wahrscheinlich sind die Sagen über ihn nach und nach entstanden; sie sind von ältern und modernen Dichtern poetisch bearbeitet worden.

Der Reformator Luther predigte einmal am St. Christoffelstag über diesen Heiligen und sagte, „daß das Ganze keine Historie wäre, sondern die Griechen als Gelehrte und sinnreiche Leute hätten solches erdichtet, anzuzeigen, wie ein Christ sein solle und wie es ihm ginge; nemlich ein

großer, langer, starker Mann trägt ein kleines Kindlein oder Jesulein auf der Achsel; dasselbe ist jedoch so schwer, daß er sich unter ihm bücken und biegen muß, durch das wüthende, wilde Meer, die Welt, die Wellen und Bulgen, die Tyrannen und Rotten, sammt allen Teufeln, die zu ihm einschlagen, wollten ihn gern um Leib und Leben bringen, wie um Gut und Ehre; er aber hält sich an einem großen Baume, wie an einem Stecken, das ist an Gottes Wort. Jenseits des Wassers steht ein altes Männlein mit einer Laterne, darinnen ein brennendes Licht ist, das sind der Propheten Schriften, darnach richtet er sich und kömmt also unversehrt an's Ufer, da er sicher ist, d. h. in das ewige Leben; hat aber einen Wetschger an der Seite (eine Tasche), darinnen Fische und Brod stecken, anzuzeigen, daß Gott seine Christen auch hie auf Erden in solcher Verfolgung, Kreuz und Unglück, so sie leiden müssen, ernähren und den Leib versorgen wolle und sie nicht lassen Hungers sterben, wie doch die Welt gern wollte. Ist ein schön christlich Gedichte.«

Von uralten Zeiten her haben Maler, Bildhauer und Dichter*) sich an den Christophorus gewagt. Auch der be-

---

*) Hieronymus Vida besang ihn in Hexametern, die Karl Lappe übersetzt hat. Es haben sich sogar lateinische Knittelverse aus dem frühern Mittelalter erhalten, in denen Hechte vorkommen, die ohne Zweifel in einer Klosterküche zubereitet worden sind:

Ave magne Christophore,
Qui portasti Jesu Christe,
Per mare rubrum.
Nec tamen franxisti crurum!
Sed hoc non erat mirum,
Quia tu eras magnum virum!

rühmte Albrecht Dürer malte dieses Bild, das jetzt in der herzoglichen Bibliothek zu Weimar sich befindet; Luthers ebenerwähnte Beschreibung ist der beste Kommentar dazu.

Wir möchten noch gerne einen Blick in die St. Vincenzen Kirche werfen, sie zu sehen, wie sie gewesen ist zur Zeit, da Christophorus mit dem Jesuskind auf dem Arme oben beim großen Portal, an der Mauer erhöht, gestanden hat. Wie ganz anders, als jetzt, sah er damals aus, als die Farben seines Gewandes noch frisch waren, ein vergoldeter runder Nimbus um sein Haupt schimmerte und ein strahlenförmiger um dasjenige des Kindes, als dessen Träger er dastand; das griechische Wort „Christophorus" heißt zu deutsch: Christusträger.

Damit wir jedoch eine richtige Vorstellung von der damaligen innern Ansicht des Gotteshauses bekommen, müssen

---

Unter den neuern Dichtern hat Joh. Friedr. Kind (geb. 1768) „den großen Christoph" besungen; schade, daß die Darstellung aus dem Gebiete des Heitern, welches hier herrschen soll, bisweilen an's Komische streift. Auch Ernst Moriz Arndt (geb. 1769) hat den großen Helden bearbeitet und zwar mit mehr Dichterkraft, obgleich ihm die treue Gestaltung des Aeußern fehlte. — Die verschiedenen Legenden hat zusammengestellt und mit den Gedichten von Arndt und Kind verglichen Götzinger, in seinem trefflichen, gehalt- und lehrreichen Werke „die deutschen Dichter." Leipzig und Zürich 1831. Thl. I. S. 476.

Da man ehemals auf die Harnische bisweilen Heiligenbilder malte oder stechen ließ, die als eine Art von Amuletten wirken sollten, ist es sich nicht zu verwundern, daß hiezu auch unser Christophorus gewählt wurde. Auf dem Rücken eines sehr wohl erhaltenen Ritterharnisches, der den Bernern aus der Burgundischen Beute zufiel, ist er sauber eingegraben; die Verzierung des Brustharnisches ist ein Muttergottesbild, neben diesem sind zwei kleine Ritter zu Pferd, der eine dem Bild zur Rechten, der andere zur Linken; beide rennen mit gefällten Lanzen gegen einander.

wir vorerst wegräumen alle die langen, hintereinander geordneten Frauenbänke im Schiff und die mit Rück- und Nebenwänden versehenen, Lehnstühlen ähnlichen, Sitze der Männer unter den Seitenhallen. Vor der Reformation waren keine andern Stühle in der Kirche, als für die Chorherren zum Meßdienst und die verschlossenen für die Beichtväter; die erstern mit künstlichem Schnitzwerk ausgestatteten, sind noch vorhanden, und von letztern nur einzelne Bruchstücke, wie z. B. in der von Erlach Kapelle, wo auf einem länglichten Stück Holz die Worte eingehauen sind: „Gott hilf mir armen Sünder." — Als im Jahr 1453 der Bischoff von Granada, Franz **de Fuste**, mit dem Abt Heinrich von Alibertis die Kirchen des Bisthums Lausanne visitirte und sie zu Walperswyl hölzerne Stühle und Bänke in der Kirche fanden, verordneten sie, daß dieselben daraus entfernt würden. Der Boden vieler Kirchen war damals weder mit Laden noch Steinplatten belegt und der erhöheten Gräber wegen sehr uneben, weßwegen die Visitatoren befahlen, daß er verebnet würde. Wir müssen ferner, uns die richtige Anschauung der alten Kirche zu verschaffen, wegheben den, erst im Jahr 1574 erbauten sogenannten Studentenlettner, sammt dem zwar sehr hohen, aber in geschmacklosem Baustyle aufgeführten, die Kirche entstellenden und den Blick auf das herrliche Chor hemmenden, Fenster; wir müssen öffnen, damit wir, gleich vom Hauptportal aus, beim Eintritt in die Kirche, ungehindert durch ihre ganze Länge bis zu den in wunderschönem Farbenschimmer prangenden hohen Chorfenstern, schauen können. Den Taufstein stellen wir in's Chor, wo er früher war, und die große schwarze Marmorplatte des Nachtmahltisches auch seitwärts; sie war damals noch in der

Kathedralkirche zu Lausanne. Da nun die modernen Zuthaten entfernt sind, könnten wir uns doch hineinversetzen, auf einige Augenblicke nur.

Da steht er leibhaftig vor uns, der alte Dom! — Wie groß und wie stark und wie fromm muß eine Bürgerschaft gewesen sein, die mit so geringen Hülfsmitteln anfing und ein solches Gotteshaus bauen konnte? Könnte die Geschichte davon schweigen, diese Steine würden redend zeugen. Schau dort oben an den Seitenwänden die vielen aufgepflanzten Fahnen neben einander, das sind die Trophäen des alten Berns! Dort die Kyburgischen Feldzeichen, die goldenen Löwen im rothen Felde, die schon in den ersten Zeiten der Stadt feindlich am entgegengesetzten Aarufer erschienen sind und die Erbauung der Unterthorbrücke wehren wollten, hierauf zu mancher Fehde gegen die Berner auszogen und endlich auf dem leichenvollen Wahlplatz des grausenhaft zersprengten Adelsbundes vor Laupen den Siegern in die Hände fielen; neben ihnen die drohend aufgehobene weiße Bärentatze auch im blutrothen Feld, das Panier des mächtigen Grafen von Nidau, der sein Leben ließ in männlichem Kampfe. Die lange Reihe von 26 andern größern und kleinen Fahnen neben einander; — sie wurden alle im Laupenkriege erbeutet; darunter sind keine gekauften oder gar blos gefundenen, sie sind alle den Feinden entrissen worden in heißem offenem Kampfe auf Tod und Leben. Dort prangen noch die großen herzoglichen Panner des kühnen Karls mit ihren rothen aufrecht stehenden Löwen und den goldenen Lilien der Valois im himmelblauen Felde; aber schon ein Jahrhundert früher, ehe diese zu Grandson und Murten erbeutet worden sind, wurden jene engländischen Gugler-Fahnen, um die in den

Kreuzgängen des Klosters wüthend geschlagen worden ist, hieher gebracht, wie bei ihnen das Täfelein in der Mauer besagt, das die Inschrift trägt: „Gewunnen zu Fraubrunnen 1375.“ Jene zerfetzten, vor Alter farblos gewordenen, sollen die Zeugen des Kampfes auf dem Donnerbühl und im Jammerthal am 2. März 1298 gewesen sein. Es läßt sich freilich nichts mehr an ihnen unterscheiden, aber alle diese kriegerischen Zierden, die den Dom vor Alters zu einem Siegestempel gemacht haben, erzählen dem noch lebenden Bernergeschlechte, wer die Alten gewesen sind, die solche Schlachten geschlagen haben und wie groß und unbezwingbar ein Volk ist, wenn es durch brüderliche Eintracht stark, mit Gott in den Kampf zieht.

Wie sind die Seitenkapellen mit Altären, Bildern und Wachskerzen ausgeschmückt; welche Menge von Gemälden und Erinnerungstafeln ex voto an den Pfeilern und die goldverbrämten Processionsfahnen der Priesterschaft neben den Altären und Beichtstühlen! Aber der Hochaltar dort hinten im Chor, wie reich und glänzend er sich mit seinen 25, drei Ellen hohen silbernen Leuchtern erhebt; welch ein Ueberfluß ringsum von Zierathen! — Horch, im Thürmlein über dem Chor läutets zur Vesper. Sieh, wie die Leute so geräuschlos und ehrfurchtsvoll in's Gotteshaus treten und sich bekreuzen; dort die Männer in amtlicher Gravität mit den langen violetfarbenen Röcken und den weißen Chorhemden, die, bald einzeln, bald mehrere zusammen von der Stift herkommen, das sind die Chorherren des Münsters. Nach ihnen einige Beguinen aus dem benachbarten weißen und grauen Schwesterhause; sieh die ehrwürdigen Greise, die unten bei der Schultheißen-Thüre eintreten, der eine

lahm und vor Alter gebeugt an der Krücke und der hochstämmige Ritter ihm zur Seite. Das Vesperglöcklein verstummt und die kleinere Orgel im Chor ertönt. Der Priester, der mit dem schwarzen Pallium bekleidet aus der Bonstetten-Kapelle kommt, hat eben eine Seelenmesse gelesen. Sieh' dort unten die Jünglinge, welch' ein edles rüstiges Geschlecht! Wie demuthsvoll nahen sich, von der Kirchgasse her, jene Matronen mit kleinen, blühenden Enkelinnen an der Hand, und das wandelt Alles über die Gräber der Vorfahren; so weit der Boden der Kirche reicht, berührt eine Gruft die andere. Aber unterdessen geht die Sonne unter und die Dämmerung verbreitet schon ihre Schatten durch die hohen Wölbungen; in den Kirchenfestern schimmern die behelmten Wappenschilder vom letzten Abendroth, ernst und feierlich schauen die Bilder der Heiligen von ihren Altären herunter und der Orgel wehmuthsvolle Akkorde ersterben allgemach.... Noch einmal wende dich um und schau dort oben den großen Christophorus an. Der ist ein rechter Kirchenhüter; scheint's dir nicht, er sehe mit seinen weitgeöffneten Augen auf dich herunter? Es hat ihn einmal, sagt die Legende, ein Wandersmann angetroffen, der gar erschrocken ist über seine riesige Gestalt und hat ihn gefragt: Wer bist du?

Antwort: Der Knabe, den ichtrage, gab mir den Namen.

F. Wie heißt der Knabe?

A. Christus.

F. Welche Riesenkraft trägt die geringe Gestalt eines Kindes?

A. Es scheint der Knabe klein, dennoch ist im Weltall nicht's Größeres.

F. Aber warum wehrst du, durch Wasserfluthen schreitend, den ungestümen Wellen mit einem Baumstamm, den du als Wanderstab brauchst?

A. Das Meer, welches ich durchschreite, ist die Welt, die dem Frommen mit großen Gefahren droht; der wehrende Stab ist kein anderer, als das heilige Wort, welches, auch im Sturm, gläubige Herzen aufrecht hält; mit diesem wandle ich gesichert durch Feuers- und Wassersnöthen.

In einer von einem Berner nicht lange nach der Reformation verfaßten Schrift, welche unter alten Papieren der Gerbern-Zunft gefunden worden ist und den Titel führt: „Barbarische Beraubung des Kirchenschatzes zu Bern in dem laidigen Abfahl im Januario 1528,“ wird bei Erwähnung der Bilderstürme auch bemerkt: „das große Christoffelbild, „so in dem Münster gestanden ist, ist auf ein Stadtthor ge„stellt worden und stellt jetzt vor den großen Goliath.“ Man kann sich kaum einen richtigen Begriff davon machen, welch' ein scheuslicher Skandal auch in dieser Kirche stattgefunden hat, als der Pöbel sich mit Aexten, Beißzangen und Brecheisen über die Altäre hermachte, sie einschlug und auseinander riß mit einem Gebrüll, das einen an das Getümmel einer der Plünderung preisgegebenen Stadt oder gar an das Lärmen der unsinnigen Bewohner eines in rasenden Allarm gebrachten Narrenhauses erinnerte. Die Stimmen Einzelner, welche vor Entweihung der heiligen Stätte warnten, konnten sich nicht bemerkbar machen, während, außer sich vor Zorn, ein Hans Schneider, sich in die, seiner Zunft gehörende, Metzgern-Kapelle mit dem blanken Schlächterbeil stellte und jedem den Tod drohte, der es wagen würde, den Altar zu

verletzen, unterdessen ein Possenreißer auf einem Esel in der Kirche herumritt, zwischen den Altartrümmern im aufgeregten, dichten Staube, wie ein Feldherr im Pulverdampf auf dem Schlachtfeld, und die Verwüster aufmunterte. Ueber zwanzig Altäre wurden auf diese Weise ihrer Zierathen beraubt und zertrümmert. Die steinernen Bestandtheile derselben brauchte man hierauf zu Mauerwerk und Bepflasterung der Gassen und die Altarplatten zur Bedeckung von Kellertreppen. Daß, nach solchen wilden Vorgängen, manche Berner, zu Stadt und Land, die sich bei geordneterer, anständiger Kirchenreinigung für die Reformation entschieden haben würden, derselben abhold geworden und in'sgeheim katholisch geblieben sind, läßt sich unschwer erklären. Sie legten der neu sich erhebenden Lehre zur Last, was der fanatische Pöbel verschuldet hatte. Erst nach und nach, als unter dem Volk die Kenntniß der heiligen Schrift zunahm und die Früchte der evangelischen Heilslehre in wahrer Gottesfurcht und Frömmigkeit, im häuslichen und öffentlichen Leben, an's Licht traten, verschwanden die tiefgewurzelten Vorurtheile gegen dieselbe.

Die damalige Regierung war brav und gerecht genug, die unter ihre Verwaltung genommenen, von Alters her zu religiösen Zwecken vergabten Kirchengüter den Kirchen nicht zu entwenden, oder sie gar zu politischen Zwecken zu versilbern; abgesehen von ihrem Glauben, war sie außerdem verständig genug zu begreifen, daß ohne Religion kein geordneter Staat bestehen kann. Sie wollte die christliche Kirche in ihrem Lande nicht aussterben lassen, und hätte es für eine Ungerechtigkeit gehalten, die seit Jahrhunderten bestandenen Kirchengüter zu vergeuden, und den Leuten etwa zu

sagen, die Religion sei Privatsache, wer Religion haben wolle, könne nach Belieben für sich Pfarrer anstellen und besolden, das gehe die Regierung nichts mehr an. Solch' Lumpenspiel war dem Bernervolk in der Geschichte späterer Zeiten aufbehalten. Denjenigen Familien, welche der Kirche Vergabungen an Bildern, Altären und Zubehörden gemacht hatten, wurde es kraft obrigkeitlicher Verordnung freigestellt, dieselben zurück zu nehmen. Diejenigen Bestandtheile von Altären, welche nicht reklamirt worden sind, wurden meist auf dem Kirchhof verscharrt. Dem Christoffel bereitete blos seine ungemeine Größe die Erhaltung. Ihn zu begraben oder gar, so wie er war, in die Aare zu werfen, hatte Schwierigkeiten, denn ein, seiner Länge nach in zwei Theile zersägter, ungeheuer großer Nußbaumstamm hatte den Stoff zu seinem Riesenbilde geliefert. Ihn zu zerschlagen trug man auch Bedenken, denn man betrachtete den Koloß als ein berühmtes Kunstwerk, daher der Antrag gestellt wurde, ihn in einen Goliath umzuwandeln und über dem obern Stadtthor aufzustellen. Diese Meinung fand bei der Menge Beifall, obschon etliche ihn lieber ganz weggewünscht hätten, weil man das zu einer Zeit heilig Geachtete nicht später profaniren solle. An dem Bilde selbst wurden folgende Veränderungen gemacht: der vergoldete Nimbus wurde ihm vom Haupte heruntergenommen und statt dessen nicht ein Helm, wie es sich für einen wilden Eisenfresser schickt, sondern eine baretähnliche Kopfbedeckung aufgesetzt, an deren Hinterseite zum Ueberfluß ein mexikanischer Federbusch befestigt ward, der roth, gelb und grün bemalt wurde, weil dieß die Hauptfarben Kaiser Friedrichs II. gewesen sind, der den Bernern im Jahr 1218 die Handveste ertheilt hatte, weßwegen sie

ihn stets in werthem Andenken gehalten haben. Der linke Arm der Figur wurde in eine andere Stellung gebracht und die Hand desselben an den Griff eines Schwertes gefügt. Anstatt des Baumstammes, dessen er sich weiland wie eines Wanderstabes bediente, gab man ihm, als dem neuen Thorwächter, eine Hallbarte in die Hand. So war der Goliath fertig. Unter seinen seitherigen Schicksalen sind nur wenige bemerkenswerth. Im Jahr 1557 schlug der Blitz in den Christoffelthurm, ohne Schaden zu verursachen. Den 21. Juli 1568 zerschmetterte ein Strahl dem Goliath die Hallbarte. Anno 1709 wurde die ganze Figur vom Kopf bis zu den Füßen neu bemalt. Am 20. Mai 1711 schlug der Blitzstrahl wieder in diesen Thurm und hinterließ nur einige Spuren an der zwei Jahre vorher stattgehabten Bemalung. In den neuesten Zeiten wurde er immer allgemeiner, als ein den Eingang in eine so schöne Stadt verunstaltendes Fratzenbild angesehen und häufig als Zielscheibe des Scherzes oder des Spottes gebraucht, namentlich am ersten Tage des Aprilmonats. Am Tage des Papagei, jeweilen am ersten Dienstag des Mai, mußte er zur Belustigung des Publikums herhalten; wenn der mit Bogen und Pfeil bewaffnete Zug der Schützen unter klingendem Spiel der Stadtmusik, von der Schützenmatte her, neben der Kavallerie-Kaserne und dem Burgerspital vorbeimarschirte und unter dem Christoffelthurm durch, sich gegen den sogenannten Zwingelhof wandte, so schoß, im Marsch selbst, jeder der Bogenschützen sich umwendend noch einen Pfeil auf den Goliath ab, dessen gravitätische Miene in wenigen Minuten mit einer Menge von Geschoßen bespickt war. Gelegentlich etwa auch bei Feuerspritzenmusterungen ward er dem hochemporgetriebenen

Wasserstrahl ausgesetzt und sein geduldiges Standhalten erfreute das schaulustige Publikum. Die vielen Fremden aber, welche die Schweiz bereisen, verwundern sich, daß die Stadt Bern den nunmehr isolirten alten Thurm sammt seinem altväterischen gigantischen Popanz noch nicht habe abtragen lassen. Als im Jahr 1814 die österreichischen Regimenter zum obern Thor hinaus gegen Frankreich marschirten, erheiterten sich stets die ernsten Gesichter der, in dicht geschlossenen Zügen einherschreitenden Krieger, wenn sie den Goliath ansichtig wurden und je näher sie ihm kamen, desto allgemeiner ward das Gelächter der ohne Kommando aufwärts schauenden Truppen. Jetzt, in der Mitte des XIX. Jahrhunderts, steht der alte, zum Theil zerspaltene, Thurm mitten in der Gasse, wie ein abgelebter, unheimlicher Gast, zudem so nahe der schönen Heil. Geistkirche — was soll er ferners da? dennoch fehlt es weder dem Thurm, noch seinem hölzernen Machwerk an Bewunderern und Gönnerinnen. „Von weitem angesehen stehe er der Stadt so sehr wohl an!“ Dieß geben wir gerne zu, erinnern uns jedoch stets bei seinem Anblick des Liedes: „Sei ferne mir herzlich gegrüßet.“ Wahrscheinlich haben manche Bewohner des obern Stadtquartiers noch einen andern Grund, warum sie dem Thurm eine längere Existenz wünschen; sie besorgen, daß bei seiner Demolition die Legion von Wanzen, Ratten und Fledermäusen, die er beherbergt, anderes Obdach suchen würde.

In einer Beziehung ganz besonders ist der Christoffelthurm ein ehrwürdiges Denkmal der großen Vergangenheit des ältern Berns. In der kurzen Zeit von 18 Monaten hat ums Jahr 1346 die Burgerschaft Berns, sowohl den

gewaltigen Thurm, als die, sich ihm zu beiden Seiten anschließenden, mit kleinern Thürmen versehenen, vier Schuh dicken Ringmauern erbaut in einer Strecke, die sich vom Aarufer unterhalb der Schützenmatte bis zum alten Marzielethor und von da bis zum Inselspital hindehnte. Die außerordentliche Stärke und Festigkeit dieser Mauerwerke, welche jetzt zum großen Theil abgetragen sind, erinnert an die vereinigte Kraft und den treuen Gemeinsinn einer Bürgerschaft, die solch' eine Schutzwehr zu erbauen vermochte. Die Mauerdicke des Thurms ist durchschnittlich sieben Schuh, diejenige der untersten Seitenmauern, zwischen denen der Durchgang ist, weit beträchtlicher. Die sandsteinernen Quaderstücke, aus welchen er besteht, sind an den untern Mauerschichten größer als an den obern und mit einem sehr festen Kalkpflaster verbunden. Jede Haushaltung der Stadtgemeinde hatte ihren bestimmten Antheil an dem Baue; freiwillig übernahmen die Reichern eine bedeutend größere Zahl von Tagwerken, als ihnen nach Verhältniß der Einwohnerzahl zukam. Um diese Zeit lebten in der Stadt und innerhalb ihren Bezirksmarchen kaum 7000 Seelen und sieben Jahr vorher hatte Bern im Laupenkrieg kaum 4000 kampffähige Männer, Stadtbürger und die auf dem Lande wohnenden mit ihnen burgerrechtlich verbundenen Ausbürger, zusammenzubringen vermocht, und wagte es dennoch, gegen 15,000 Mann feindliches Fußvolk und 3000 Reiter auszuziehen.

Wer sollte es glauben, daß Goliath auch von modernen Dichtern besungen worden ist, nemlich von dem in der deutschen Literatur hochberühmten Claudius von Wandsbeck und von dem Schulmeister Aebi zu Bern, welcher letztere im Jubiläumsjahr unserer Reformation Anno 1828

das Produkt seiner Begeisterung im Druck herausgegeben und die Freude erlebt hat, im nämlichen Jahre eine zweite Auflage davon erscheinen zu sehen. Es wurde an Markttagen den Bauern auf der Gasse zum Verkaufe angeboten und ging wie ein Armen=Sünder=Urtheil reißend ab. Das ganze Werk oder Stück bestand aus 21 sechszeiligen Strophen. Wenn wir nicht fürchteten, uns allzusehr von dem Endzweck unserer Abhandlung zu entfernen, würden wir zwischen beiden Dichtern eine Vergleichung anstellen; wir überlassen jedoch dieselbe unsern Belletristen und Freunden der vaterländischen Poesie. Zur Probe nur Folgendes aus Aebi's Goliath. Er führt seinen Helden also redend ein:

„Ich war als Nußbaum aufgewachsen,
Ich weiß zwar nicht in welchem Schachen,
Doch das weiß ich, ich war sehr groß;
Man zimmerte mir Haupt und Glieder,
Bemalte mich auch hin und wieder,
So ward ich Christoph, ein Koloß."

Und nun die rührende Schilderung:

„Trotz aller Fürbitt und Ermahnen,
Empfieng ich ein Philister=Nahmen,
Ich ward aus Christoph — — Goliath.
Ihr seht, ich trage Helm und Waffen,
Muß Tag und Nacht den Thurm bewachen,
Bis David mich geschleudert hat." — —

Claudius hat in der, im Bänkelsänger=Style besungenen „Geschichte von Goliath" das hohnsprechende Maulheldenthum der Helden des aufgehetzten Pöbels trefflich dargestellt; das unvergleichliche Gedicht hätte längst verdient, auch in unserm Lande allgemein verbreitet zu werden; Tonkünstler hätte wetteifern sollen, seinem Inhalt entsprechende Melodien

dafür zu componiren. — In Israels Heer gings bei'm Anblick des gottlästernden Maulhelden gerade wie es bei uns seit Jahren gegangen ist. Die unerhörte Frechheit schüchterte die Leute ein. Zu den Eingeschüchterten gehörte weitaus die große Mehrzahl des Volkes. Der ruhige, ordnungsliebende Bürger hält sich gewöhnlich still, scheut das Aufsehenmachen, zieht sich vor rohen Hetzern und Treibern zurück, nach dem Sprichworte: Einem tollen Hunde, einem Betrunkenen und einem Mistwagen geh' aus dem Wege. Unterdessen sprach Goliath 40 Tage lang ungestört Israel Hohn:

Wer ist der Mann, wer wagt's mit mir?
Er komme her, der Lumpenhund —
Ich box' ihn nieder auf den Grund! —
Da kam in seinem Schäferrock
Ein Jüngling zart und fein;
Er hatte nichts als seinen Stock,
Als Schleuder und den Stein
Und sprach: „Du hast viel Stolz und Wehr',
Ich komm' im Namen Gottes her."
Und damit schleudert er auf ihn,
Und traf die Stirne gar;
Da fiel der große Esel hin
So lang und dick er war.
Und David haut in guter Ruh
Ihm nun den Kopf noch ab dazu.

Unter den neuesten Dichtern hat Eduard Eyth in seinen christlichen Harfentönen „Davids Heldenkampf" besungen. Seine rührend schöne Anrede an den Riesen im Eisenkleide lautet:

Gott ist auch Gott der Kriege,
Nicht kecker Hohn verschafft,
Nicht scharfes Schwert die Siege,
Noch hohe Männerkraft! —

Ihr habt gewagt zu schänden
Den Herrn in stolzem Muth —
Wohlan! in unsern Händen
Ist euer freches Blut!

Der Moment des errungenen Sieges wird also geschildert:

„Geschwungen und gewogen!
Die freche Stirne — Ziel'!
Der Kiesel kam geflogen,
Der plumpe Riese fiel."

Die Geschichte von David und Goliath hat sich in unsern Tagen tausendmal wiederholt und der klare Bach fließt noch, wo man die glatten Steine nimmt, große Philister zu treffen. Das Schwerdt, womit man ihnen den Kopf abschlägt, bringen sie einem selbst entgegen; es ist ihr eigenes vermessenes Thun und Treiben. Denkwürdig bleibt jedoch auch für alle folgenden Zeiten in unserer Vaterlandsgeschichte die fast allgemein verbreitet gewesene Einschüchterung gegenüber den frechsten Drohungen und Herausforderungen der zu einer Zeit gefeierten Tageshelden, deren einer auf offener Straße und vor allem Volk jubelnd ausrufen durfte: Es leben die Narren! und zu einem Hunde sprach: Du bist mein Bruder!

Die neueste und hoffentlich allerletzte Metamorphose, welche der, in den Goliath umgewandelte, Christophorus erfahren mußte, geschah im August 1848, zur Verherrlichung des eidgenössischen Sängerfestes, welches zu Bern gefeiert worden ist. An einem Sonntag wurde es in der Stadt unter schallendem Kanonendonner mit allen Glocken von den Kirchthürmen herab, eingeläutet. Kein Gottesdienst fand an diesem Tage im Münster statt, weil dasselbe für das Sängerfest in Anspruch genommen wurde. Manche Bernerfamilien

begaben sich für diese Tage auf's Land, um, wie sie sagten, von dem Siegesfeste einer, seit dem Freischaarenzug herrschend gewordenen Partei nichts sehen und nichts hören zu müssen. Das Aussehen der ganzen Stadt war wie umgewandelt; allenthalben buntes Festgepränge, tausende von grünen Kränzen schmückten die Fenster. An manchen öffentlichen und Privat-Gebäuden waren Inschriften angebracht, die zur fröhlichen Feier des Festes aufforderten; man sprach von 25,000 Festbesuchern, die aus allen Gegenden der Schweiz nach Bern gekommen waren. Mit fliegenden Fahnen bewegte sich der lange Zug der Sängerchöre vom Areal der ehemaligen großen Schanze her durch die Hauptstraßen der Stadt nach der Münsterkirche. Die Riesenfigur des Christophorus war in einen Musikanten umgewandelt, der eine 28 Fuß hohe Baßgeige hielt, über deren, aus dicken Seilen bestehenden drei Saiten er einen monstruosen Fidelbogen hin und her zog, den Baß zum alten Bernermarsch accompagnirend, der rechts und links neben ihm, in seinem Schilderhause mit hellen Querpfeifen geblasen wurde, während auf der obersten Höhe des Thurms die eidgenössischen Nationalfarben, roth und weiße Wimpel und Panner, flatterten und zu des Baßgeigers Füßen folgende Inschrift zu lesen war:

„Ich werde ihr Gäste Christoffel genannt
Und nahm zu dem Feste die Geige zur Hand;
Es freuet mich Alten das lustige Blut,
Mag über uns walten die göttliche Hut.“

Das ganze äußerst bunte Fest machte auf ernstere Gemüther einen tiefen wehmuthsvollen Eindruck, besonders als in der ganzen Stadt ruchtbar wurde, bei der Gesangaufführung in der Kirche habe der Sängerverein von Interlacken

gar ein Trinklied producirt. Die Anfangs unglaubliche Nachricht bestätigte sich; zum Wettgesang ließ jener erwähnte Chor an heiliger Stätte folgende Aufforderung singend hören:

„Auf, ihr Freunde, trinket aus, bei der Freude reichem Strauß,
Thoren netzen nur den Mund, doch der Weise trinkt zum Grund.
Froh erschall' der Becherklang und der Freude Rundgesang,
Alle Seligkeit schließt ein: Sang und Freude, Lieb' und Wein." *)

Abends darauf war die Stadt festlich beleuchtet. — Kanonendonner, Glockenschall, Stadtmusik, Festzug, die in den bekränzten Straßen auf- und abwogende Menschenmenge, die Triumphbogen an den Thoren — und der, den alten Bernermarsch parodirende Christoffel, alles dieß zusammen gewährte ein Schauspiel, dessen Anblick Manchem Thränen in die Augen lockte, während es sein Zwerchfell zum Lachen kitzelte.

---

*) Ganz derselbe bejammernswerthe Geist führte bei einer, in neuerer Zeit stattgefundenen Staatsfestlichkeit, jenen Trupp champagnerseliger Theilnehmer zusammen, die sich nicht entblödeten bei solchem Anlaß, vor Augen und Ohren einer Menge Zuschauer, das Räuberlied „Ein freies Leben führen wir" rc. im Chorus anzustimmen und mehrere Strophen davon abzubrüllen, ein Lied, dessen Klänge man nicht gewöhnt ist in guter Gesellschaft zu vernehmen, das, jugendlichem Uebermuth und Unbedachtsamkeit entsprungen, sammt dem Drama wozu es gehört, vom großen, edlen Dichter selbst, als eine arge Jugendsünde gar oft bereuet ward, die er mit Verlust einiger Lebensjahre gerne ungeschehen wünschte. Dieß ist derselbe elende, unchristliche Sinn, der unsern Vorfahren so gänzlich fremd war, den auch heute noch kein Mann von Sitte und ehrbarer Gesinnung kund geben wird, welcher unter anderm auch zuläßt: daß im geheiligten Raume des Gotteshauses, z. B. bei Wahlverhandlungen, abgesehen der dabei öfter stattgefundenen Prügeleien und Mißhandlungen, freche, bübische Gesellen mit der brennenden Pfeife oder Cigarre im Maule auftreten, oder wohl solcher man auch in den Reihen einer Leichenbegleitung hinschreiten sehen kann. — Erlauben ja die Vorschriften unserer modernen Gesetzesfabrikanten nicht, daß ein solch' thierisches, des Menschen, noch mehr des Christen, völlig unwürdiges Handeln, gebührende Ahndung finde! (A. d. H.)

Wie es zu Anfang der Stadt in diesem Revier aussah.

Noch war der Stadtbau in den 1190ger Jahren in vollem Gang und hatten alle Hände mehr als genug zu thun, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, mit Graben und mit Bauen und Anpflanzen und war's ein gewaltig rühriges Leben und Gemeinwesen, so dachten die Erbauer schon daran, auch für die Armen zu sorgen, namentlich für die Unvermöglichen und Kranken und für die wallfahrenden Pilger und halfen einander zu deren Beherbergung ein geräumiges Haus bauen, auf dem Platz, wo jetzt die Heil. Geist-Kirche steht. Jenes erste Armenhaus und Spital der neuen Stadt, dessen Besorgung den Brüdern des heil. Geist-Ordens übergeben war, trug nach ihnen den Namen „zum heiligen Geist“ oder wie damals die meisten Spitäler in unserm Lande genannt wurden, verkürzt: „zum Geist.“ Ein Meister und zwei Brüder standen Anfangs dem Hause vor, sorgten für Lebensmittel, bereiteten dieselben in der Küche, trugen sie auf den Tisch, um den sich die freundlich aufgenommenen Armen und durchreisenden Fremdlinge setzten. Dieß ist die erste historische Spur des weit und breit bekannten, bis auf unsere Tage bewährten, Wohlthätigkeitssinnes der Stadtberner. Erst geraume Zeit nachher unterschied sich das dem Spital-Konvent Vergabete von demjenigen, was eigens für die Dürftigen gestiftet war. In dem Gebäude war eine Kapelle, deren dem heil. Johannes geweihter Altar täglich von den Brüdern bedient wurde, und über ihr auf dem Dache hing zwischen zwei aufgerichteten Balken, unter einem Scherm,



J. Kiemer. del — Lith. v. C. Ochsner.

Kloster, Heiliggeistkirche und Spital

im 13. Jahrhundert.

das Glöcklein, welches man zu den Messen läutete; ein Kirchhof stieß auf der Mitternachtseite an das Haus und in der Nähe waren den Brüdern Pflanzplätze zugetheilt. Vor dem Hause, am Bach, der laut Urkunden schon damals über die Halbinsel floß und bei der Schutzmühle am Stalden sich in die Aare ergoß, stand ein hölzerner Brunnen und auf demselben das Heiligenbild Johannes des Täufers.

Bald nachdem durch Erbauung eines Wohnhauses für die leibliche Aufnahme und Verpflegung der Dürftigen gesorgt worden war, wurde diesem Hause auf der Morgenseite eine Kirche angebaut. Die älteste noch vorhandene Urkunde, die des Spitals zum heil. Geist erwähnt, ist vom Jahr 1233. Zur selben Zeit war das offene Land auf- und abwärts bereits mit Pfarrkirchen, Kapellen und Klöstern wie übersäet. Die vielen in den Jahrzeitenbüchern aufgezeichneten Vergabungen für Seelenmessen beweisen den tief religiösen Sinn der damaligen Bevölkerung, ohne welchen die öfters an Rohheit gränzende Äußerungen der Kraftfülle nicht hätten bezähmt werden können, und der christliche Glaube begründete auch hier in den bürgerlichen Verhältnissen die Anerkennung der Sicherheit der Personen und des Eigenthums, und ein wohlgeordnetes Gemeindewesen, welches die philosophischen Lehrsätze des s. g. Naturrechts nie zu Stande gebracht hätten. Christenglaube, obgleich noch in unvollkommenen äußern Formen, gemäß der niedern Bildungsstufe des Zeitalters sich aussprechend, war die Kraft, die das bürgerliche wie das häusliche Leben unserer Vorfahren durchdrang, und dennoch größere Werke hervorbrachte, als die physisch und moralisch schwächern Geschlechter der mo-

dernen Zeit zu vollbringen im Stande sind. Nicht nur in regem Unternehmungsgeiste und kühnen Heldenthaten, sondern auch in seiner Frömmigkeit und Treue stellt die Geschichte des alten Berns der Nachwelt eine große Vergangenheit dar. Allein da, sowohl nach biblischen als nach welthistorischen Lehren, wie die einzelnen Menschen, so auch ganze Völker durch Prüfungen geläutert werden müssen, so sind diese auch unsern Vorfahren, kaum nach Erbauung ihrer Stadt nicht ausgeblieben. Während des ersten Jahrhunderts derselben haben sie mehrere schwere Unglücksfälle inner- und außerhalb ihrer Stadtmauern erlebt, obschon diese in keines Feindes Gewalt gekommen waren. Eine große Bedrängniß nahte sich ihnen, als im Jahr 1288 Kaiser Rudolf, der große Habsburger, Bern belagerte; da wurde, wie den benachbarten Landgemeinden, auch den armen Brüdern im heil. Geist-Spital übel mitgespielt, und ihr Haus beinahe ganz zerstört. Zweimal im gleichen Sommer hielten, mittelst den größten Anstrengungen, die Berner heftige Anläufe der stürmenden Schaaren des kriegsgewohnten tapfern Heerführers aus. Die beschämten Feinde mußten abziehen und übten unmännliche Rache an den wehrlosen Krankenhäusern, welche ober- und unterhalb der Stadt vor den Thoren lagen. Auch das Siechenhaus am Obstberg ward ein Opfer der Feindeswuth. Im Jahr 1335 baute die Gemeinde den Brüdern zum heil. Geist theilweise auf den Ruinen des ältern ein größeres Haus, dessen unterer Theil den armen Pfründern und Pilgern, der obere den Brüdern eingeräumt war. An die Drangsale jener Zeiten magst du dich bisweilen erinnern, Berner, wenn du, sei's vom großen Kirchhofe oder von der kleinen Schanze aus, hinblickst über's

Kirchenfeld, auf dem das habsburgische Kriegsheer gelagert war, nach dem majestätischen Wall der Hochgebirge, und du zu deinen Füßen die Aare daher strömen siehst, aus der vor bald 600 Jahren die Pferde der feindlichen Reiterschaaren getrunken haben. Sonst sah es in jenen Zeiten, auch wenn der Stadt Friede bescheert war, um das Kloster zum heil. Geist herum, leer und öde aus. In der Richtung gegen die Stadt, deren oberes Thor da stand, wo jetzt der Kefichthurm ist, hie und da eine Hütte. Vom Marziele quer durch die Halbinsel bis an das dem Altenberg gegenüber liegende Ufer zog sich ein wüstes Tobel, der Dachnaglergraben genannt; in demselben hatten die Dachdecker ihre Werkhütten und Holzablagen. In der Richtung, welche die heutige Spitalgasse einnimmt, standen noch mehrere andere Scheunen und Werkschöpfe, die Zimmerleuten, Seilern und Wagnern gehörten; auch eine Backstein- und Ziegelbrennerei war da, von welcher man, vor etwas mehr als zehn Jahren, bei den Ausgrabungen für die Fundamente eines neuen Hauses an der Sonnseite der untern Spitalgasse, ziemlich tief in der Erde Spuren gefunden hat, in noch ungebrauchten, uralten und dennoch sehr gut erhaltenen, mit gothischen Verzierungen versehenen Ofenkacheln. Ungefähr da, wo jetzt das Storchenwirthshaus steht, war das Zunfthaus der Spielleute und unfern davon, wo es noch jetzt „im Gäßli" heißt, ein verrufenes Bordell, das „gemeine Haus" genannt. Im Jahr 1339 wurde von der Stadtgemeinde für diejenigen Berner, welche in der Laupenschlacht umgekommen waren, eine s. g. Jahrzeit (Seelenmesse oder jährliches Todtenamt) in der heil. Geistkirche gestiftet. Nach einer alten Volkssage soll ein zum heil. Grab

wallfahrender bernischer Ritter das Verzeichniß jener Gefallenen auch zu Jerusalem in einem Kloster deponirt haben, denn auch dort wurde für sie alljährlich eine Todtenmesse gelesen.

Die Brüder vom Orden des heil. Geistes zu Bern führten, nach diesen Zeiten, ein schwelgerisches, ausschweifendes Leben. Es wäre fast unglaublich, wie sie später gehaust haben, wenn es nicht historisch erwiesen wäre, wofür wir die Belege nicht in hingeworfenen bloßen Verdächtigungen, sondern in mehreren Sendschreiben der damaligen Obrigkeit finden, die auf eine, ihrer sehr würdige Weise, beim Großmeister des Ordens, der damals zu Stephansfelden im untern Elsaß residirte, Abhülfe gegen das ärgerliche Lebwesen ihrer Spitalbrüder anbegehrt hatte. Mit langdauernder Geduld enthielt sich die Regierung des energischen Einschreitens, bis der Skandal schreiend wurde und gegen Ende des XV. Jahrhunderts eine rechtsförmliche Untersuchung stattfand. Während derselben übermannte den in Gefangenschaft gesetzten Ordensmeister Hans Ziegler von Grüningen, die Verzweiflung und er erhängte sich. — Ein Mann, der sonst seiner Gelehrsamkeit und Witzes wegen, als unterhaltender Gesellschafter, auf der Zunft zum Distelzwang, wo des Abends Herren vom Adel und der höhern Geistlichkeit in ihrem „Leist“ zusammenkamen, gern gesehen war. Die Verderbniß war tief eingerissen. Nicht besser waltete der nach Zieglers Tod zum Vorsteher des heil. Geistspitals ernannte Meister Rosenstiel, der mit nicht mehr als zwei Conventsbrüdern im Jahr 1522 fünfzig Säume Weins aufgeräumt hatte, die jedoch, wie er behauptete, unter Mithülfe der Brüder, nächtlicher Weise, zum Kloster-

keller hinausgeschafft und anderwärts von Zechbrüdern, die keine Mönchskutten getragen, getrunken worden sein mögen. Wahrscheinlich hatten die liederlichen Kerle, die zur Sippschaft der, damals noch für unehrlich gehaltenen, Spielleutenzunft gehörten, das Meiste von dem verschleppten Klosterwein bekommen und sich dafür auf ihre Weise erkenntlich erzeigt. Bei den Letztern ging's erst scheußlich zu in Orgien und Bachanalien, an denen der Abschaum der Stadtbevölkerung theilnahm. In einer solchen schwelgerisch durchgepraßten Nacht geschah es, daß der erwähnte Alt-Meister Rosenstiel von einem Stadtbürger ermordet wurde. Nicht selten geschah es in damaligen Zeiten, daß bei Saufgelagen Verwundungen und Todtschläge geschahen; um so eher, da nach allgemeiner Sitte es zu einer anständigen Haltung gehörte, daß ein Mann, der eigenen Rechtes war, nicht anders, als wenigstens mit einem Dolch an der Seite, in größerer Gesellschaft sich zeigte; der Adel trug Schwerdter an der linken, und an der rechten Seite ein Stilet. Als erst lange nachher unter den Bauern das Tragen der Prügel und unter den Stadtbürgern das der Spazierstöcke aufkam, erließ die Obrigkeit dagegen, als gegen eine unmännliche weichliche Sitte, verschiedene Mandate. Von jeher empörte die von ungeistlichen Wichten getragene, den Priesterstand bezeichnende Kleidung *) auch die leichtsinnigsten

*) In der römisch-katholischen Kirche hat bekanntlich jeder Mönchs- und Nonnenorden seine besondere Bekleidung, deren Zuschnitt, Form und Farbe symbolische Bedeutung sowohl auf die dogmatischen Grundsätze als auf die Ordnungsdisziplin der Congregation hat. Die Brüder zum heil. Geist trugen einen langen schwarzen Klosterrock mit weißem Kreuz auf der Brust, weßwegen sie auch

Weltmenschen um so mehr, wenn Diener der Religion mit ihnen auf die gleiche Tiefe zu fallen kamen. Ist der Geistliche in seinem Beruf, so nöthigt schon der heilige Stand, in welchem er lebt, jedem nicht bis zur Thierheit gesunkenen, verwilderten Menschen unwillkürliche Achtung ab. Eine gewisse unnennbare Scheu in der Nähe dessen, was Gott und Seinem Dienste geweiht ist, liegt doch in der Tiefe des menschlichen Gemüthes. — Als die rohen Gallier Rom eingenommen hatten und nur noch die feste Burg, das Kapitol, dicht umschlossen belagert hielten, traf es sich daß ein Tag kam, an dem eine Familie, deren Hausvater bei den Belagerten war, ein jährliches Opfer in einem außerhalb der Stadt gelegenen Tempel verrichten sollte. Was dem Römer die heilige Pflicht gebot, setzte er ohne Bedenklichkeit in's Werk. In seinem Opfergewande steigt er vom Kapitolium herunter; ernst, wie ein Geist, durchschreitet er das feindliche Lager. Niemand wagt ihn anzurühren, und nachdem er geopfert, zu den Göttern gebetet und sein Gelübde erfüllt hatte, kehrte er unangefochten, wie im tiefsten Frieden, wieder hinauf zu seinen Waffenbrüdern. — So kann die Unschuld unversehrt durch ein Heer der wollüstigsten Teufel schreiten.

Wenn aber der Mensch seine eigene Würde mit Füßen tritt, weß Standes oder Berufes er auch sei, und wenn in

---

Kreuzherren genannt wurden; dieß sollte andeuten, daß der heil. Geist im Herzen der Gläubigen Jesum und sein Kreuz verklärt und daß in der Selbstverläugnung und Nachfolge Christi die wahre Freude zu finden ist. Deßwegen trugen die Spitalbrüder ein weißes Kreuz auf der Brust. — Die weiße Farbe, sagt Luther, ist der Geister und aller Engel Farbe. Jene s. g. Brüder haben die Ursache der Gründung ihres Hauses schlecht verstanden.

irgend einem Hause Leichtsinn und unordentliches Wesen einmal die Oberhand bekommen haben, so hält es schwer, die verletzte Ordnung wieder herzustellen. Vergebens suchte der von der Obrigkeit herbeschickte, fromme und rechtschaffene Ordensmeister Diebolt Schwarz die Spitalbrüder zu bessern, er mußte unverrichteter Dinge wieder nach Stephansfelden zurückkehren; vergebens suchte der dortige Konvent zu verschiedenenmalen durch nach Bern abgesendete Ordensleute dem schmählichen Unwesen zu steuern; es war damals wie heute; die eingerissene Macht des Bösen zu bekämpfen und zu überwinden, dazu bedarf's mehr als frommer Wünsche und dringender Ermahnungen. Eine Kraft weicht nur einer stärkern Kraft.

„Du hast viel Stolz und Wehr,
Ich komm im Namen Gottes her."

sprach David, als er des bis unter die Zähne gepanzerten Riesen ansichtig wurde. Der Name Gottes, mit dem der Glaube ins Feld zieht, der allein hat die rechte, Sünde und Welt überwindende Kraft. Hier möge nun der werthe Leser nicht meinen, das sei nur so moralisirt; — das ist eine höhere Moral, die, wie dort der Römer durch's feindliche Lager, durch die Weltgeschichte geht. — Es gibt auch verschiedene Kriegsrüstungen; Goliaths seine ist vorhin beschrieben worden, sie schützte wie wir gesehen, seine Stirne nicht; David konnte sich in dem Panzer, den ihm Saul anzog, nicht recht bewegen und legte ihn lieber wieder beiseite, um freier zu sein; nur seinen Stab, die Schleuder und aus dem Bache fünf glatte Steine nahm er zu sich, und blieb Sieger. Siehe da wieder das Geringe, Aermliche, Thörichte vor der

Welt, dem die Siegespalme bereitet ist! Zu einem Siege über die Macht der Sünde ist zu allen Zeiten vor allem Andern das Wort Gottes die unentbehrlichste Waffe. Wie viele Riesen hat es schon überwunden, welche drohende Gewalt war die päpstliche Hierarchie? — Die edlen Kämpfer, die vor drei Jahrhunderten in unserm Vaterlande sie besiegt haben, traten nicht mit den Waffen menschlicher Autoritäten oder mit aus der Weltweisheit genommenen Vernunftgründen vor dem ungeheuren Koloß der römischen Kirche auf; sie kamen in lebendiger Glaubenskraft und im Namen Gottes her und traten auf die Wahlstatt mit freudigem Aufblick zu der Hülfe, die sich von jeher in dem, was der Welt geringfügig schien, aber mit kindlichem Vertrauen sich zu Gott hielt, verherrlicht hat. Freilich scheinen noch manche andere Uebelstände die Berner-Reformation befördert zu haben. Der Betrug mit dem St. Anna-Schädel, Jetzers berüchtigter Skandal, Manuels Fastnachtsspiele an der Kreuzgasse waren geeignet, dem Volk über die Entartung der Priesterschaft die Augen zu öffnen; allein um verschiedener von ihr gegebenen Aergernisse halber, um einiger an der Kreuzgasse aufgeführten Komödien und Umzüge willen, haben unsere Vorfahren das Bekenntniß des von ihren großen Vätern auf sie übergegangenen Glaubens nicht aufgegeben; des Glaubens, in welchem sie erzogen und aufgewachsen waren, des Glaubens, in welchem ihre Eltern auf dem Sterbebette das Zeitliche gesegnet hatten. — Wyttenbach, Meyer, Kolb und Haller waren zwar männlich in den Riß gestanden — aber die Entscheidung verzögerte sich zusehends; da sandte Gott gegen den riesenhaften, drohenden Gegner

einen David von Zürich her. Zwingli kam nach Bern und predigte im Münster, traf den hohnsprechenden Philister mitten auf die Stirne, daß er taumelnd rückwärts fiel und das Krachen seines Falls in der Stadt und im ganzen Lande mit Erstaunen gehört wurde. Jetzt erst folgte die große Entscheidung, denn der Hauptschlag war im Namen Gottes geschehen. — Schon der Glaube überhaupt ist nicht Jedermanns Ding, aber erst der tapfere Glaube, der, ohne Menschenfurcht, den Feind „im Namen Gottes“ angreift, ist eine seltene Erscheinung.

Nachdem die Heil. Geistkirche 76 Jahre lang unbenutzt gestanden, wurde im Jahr 1604 verordnet, daß jeweilen an Sonntagen und Donnerstagen von einem Kandidaten der Theologie darin gepredigt werden solle. Erst im Jahr 1721 wurde ihr ein Pfarrer und ein Helfer zugeordnet. Nachdem ihr innerer Raum Anno 1694 mittelst der Benutzung des alten angebauten Spitalgebäudes erweitert worden war, beschloß die Regierung im Jahr 1722 das in Folge der Zeiten bereits sehr baufällig gewordene Gotteshaus zu demoliren und auf seinem Areal eine neue Kirche zu erbauen. Obgleich anfangs die Meinung angenommen ward, den alten stattlichen Kirchthurm an dem Neubau stehen zu lassen, so entschied man sich doch, denselben niederzureißen, als der Werkmeister Schildknecht seinen großartigen, schönen Bauplan vorlegte, nach welchem die Vorderseite der neuen Kirche sammt ihrem Thurme Front gegen die Hauptgasse machen sollte *). — Erst wenn der dieses schöne Stadtquartier so

*) Gleichzeitig mit dem Beschluß, eine neue Heil. Geistkirche zu erbauen, wurde auch der gefaßt, in der Nähe derselben ein Spital-

auffallend entstellende Christoffelthurm endlich weggeschafft sein wird, wird man sich allgemeiner des Bauplanes freuen, mittelst dessen (obgleich, zwischen der Erbauung der Kirche und derjenigen des Burgerspitals beinahe zwei Jahrzehnte vorübergegangen sind und hohe Ringmauern sammt dem tiefen Stadtgraben zwischen beiden Gebäuden waren) der Spital, die Kirche und die prächtige Häuserreihe an der Sonnseite der obern Spitalgasse an die gleiche Linie gebaut worden sind. Das neue Gotteshaus wurde am 6. Wintermonat 1729 durch den Pfarrer Lupichius eingeweiht. Er predigte bei dieser Feier über 1. Cor. VI, 19. „Wisset ihr nicht, daß euer Leib ein Tempel des heiligen Geistes ist, der in euch ist, welchen ihr habet von Gott.“ — Der versammelten Gemeinde, die in dem heitern, hochgewölbten Gotteshause dem herzerhebenden Einweihungsfeste beiwohnte, wurde, kraft des göttlichen Ausspruchs, in Erinnerung gebracht, wie, obgleich viele große, herrliche Dome, Cathedralkirchen und viele tausend andere Gotteshäuser auf der Erde erbaut worden sind, dennoch der Mensch selber der schönste Gottestempel sei; wenn der heilige Geist inwohnend ihn erleuchtet und heiligt. Von Menschenhänden erbaute Kirchen müssen zerfallen mit der Zeit, aber des Christen Leib, ob-

---

gebäude aufzuführen; für letzteres wurden mehrere Häuser an der Sonnseite der obern Spitalgasse und an der Schattseite der Neuengasse angekauft; später jedoch entschloß man sich, den neuen Spital vor dem obern Thor in die Spitalmatte zu verlegen. Die an der Spitalgasse gekauften Häuser wurden hierauf einer Gesellschaft, an deren Spitze Herr Stiftsschaffner Wurstemberger stand, verkauft und von dieser die schöne Häuserreihe, eine Zierde der Stadt, erbaut.

gleich auch er im Tode der Erde anheim fällt, wird einst herrlich auferstehen, denn das Sterbliche muß anziehen die Unsterblichkeit, und wie wir das Bild des Irdischen getragen haben, so werden wir auch das Bild des Himmlischen tragen, wenn der Jubelruf der Erlösten am Tage des Weltgerichtes erschallen wird: „Verschlungen ist der Tod im Sieg!" — Wir können diesen im Vorbeigehen mitgetheilten Bericht über die Heil. Geistkirche nicht schließen, ohne in Dankbarkeit und Wehmuth dreier Männer zu gedenken, die aufeinanderfolgend der Gemeinde des obern Stadtquartiers als Prediger und Seelsorger vorgestanden und, sowohl durch Gelehrsamkeit als Frömmigkeit ausgezeichnet, Zierden der bernischen Kirche gewesen sind. Die Pfarrherren Wyttenbach, Lutz und Hünerwadel. Die ausgebreiteten Kenntnisse in der Naturkunde, mit denen sich der Erstere in der gelehrten Welt bekannt gemacht und der unverdrossene, fromme Eifer, mit welchem er während seiner geistlichen Amtsführung, in den letzten Jahrzehnden seines rastlos thätigen Lebens auch der bernerischen Bibelgesellschaft vorstand; die tiefe Gelehrsamkeit und herzliche Frömmigkeit, mittelst welcher der Zweite auf seine Gemeinde und als Lehrer an der Hochschule segensreich auf die Theologie studirende Jugend wirkte; die herrliche Geistes- und Herzensbildung, in welcher der Dritte, vor Vielen seines Standes ausgezeichnet, als Katechet, als Professor der Theologie, als Pfarrer und Seelsorger der Kirche gedient hat, sind es, derentwegen das Charakterbild dieser drei Jesusjünger in der Erinnerung aller Deren, die sie kannten, unvergeßlich bleiben und der Segen ihres Lebens noch auf spätere Zeiten sich fortpflanzen wird.

Nach dem seligen Hinscheid des Herrn Pfarrers Hüner-

wadel, im Christmonat 1848, beschloß der Regierungsrath, auf Antrag seines katholischen Mitgliedes, Stockmar, die erledigte Pfarrstelle nicht ausschreiben zu lassen, weil eine Reorganisation sämmtlicher Stadtpredigerstellen nothwendig sei; es wurde deßwegen ein Vikar an die Heil. Geistkirche geordnet, welcher die pfarramtlichen Funktionen zu besorgen habe. — Als im Jahr 1720 für diese Kirche ein Pfarrer und ein Helfer erwählt worden sind, hatte die Stadt höchstens 10,000 Einwohner; noch im Jahr 1765 waren deren bloß 11,000*). Im Jahr 1848 war die Gesammtzahl der Bevölkerung der Stadt und des Stadtbezirks auf 25,000 angestiegen, von denen über 10,000 Seelen zu der Gemeinde der Heil. Geistkirche gehörten. Im Brachmonat 1849 starb, an einem Schlagflusse, Herr Helfer Schweizer, welcher 46 Jahre lang dieser Kirche zugeordnet gewesen war; nun sprach sich in öffentlichen Blättern der Wunsch sehr stark aus, die sehr bevölkerte Gemeinde möchte wieder mit einem Pfarrer und einem Helfer ordentlich versorgt werden. Die Erwählung derselben fand hierauf im August statt.

In den 1840er Jahren ist die, an manchen Stellen schadhaft gewordene Kirche restaurirt worden; die seit vielen Jahren bei Seite geschaffte, gespaltene dritte Thurmglocke wurde durch eine neue ersetzt, mittelst welcher ein harmonisches Geläute wieder hergestellt worden ist. Erfreulicher noch als die äußerliche Ausbesserung des Gebäudes, war der außerordentlich fleißige Kirchenbesuch, den die salbungsvollen evangelischen Vorträge des Herrn Vikars Eduard v. Watten-

*) „Von den eilftausend Einwohnern dieser Stadt“ — heißt es in einer Predigt, die der Professor Johann Stapfer im Jahr 1765 in der Münsterkirche gehalten hatte.

wohl bewirkt, welcher während der letzten Lebensjahre des Pfarrers dieser Kirche, dessen Stellvertreter in den öffentlichen Gottesdiensten gewesen war. — Als Mitglied des Komités der „evangelischen Gesellschaft zu Bern“ betheiligte er sich im Jahr 1847, von dem durch die Verfassung gewährleisteten Rechte der freien Willensäußerung Gebrauch machend, unerschrocken an der Verbreitung einer, von seinem Schwager, Herrn Zuchthausprediger Fellenberg, über die Berufung des Dr. Zeller verfaßten Schrift; eines Zeugnisses, dessen Autor von der Regierung in Anklagezustand versetzt wurde und ward zur Gefangenschaft verurtheilt, während über andere Mitglieder des erwähnten Vereins ähnliche richterliche Sentenzen ausgesprochen wurden und mehrere Pfarrer auf dem Lande, die sich öffentlich gegen die Berufung des Zeller erklärt hatten, theils in ihren amtlichen Funktionen eingestellt, theils gar des Kanzelmißbrauchs *) beschuldigt, von ihren Stellen und Aemtern abberufen worden sind. Nicht lange nachher legte unser Vikar, die Ablesung einer regierungsräthlichen Proklamation verweigernd, seine öffent-

*) War das Kanzelmißbrauch, wenn manche Prediger, zu Stadt und Land, die auf Gotteswort sich gründenden Lehren des evangelisch-reformirten Glaubensbekenntnisses gegen die Angriffe schändlicher Gotteslästerer und verruchter Religionsspötter vertheidigten und das Volk vor den Umtrieben seiner Treiber und Hetzer warnten; oder hätten die Diener der Kirche in dem neugepriesenen kommunistischen Naturrecht oder in den Faseleien betrügerischer Volksredner den Stoff zu ihren Vorträgen suchen sollen, um nicht hinter dem „entschiedenen Fortschritt“ zurückzubleiben? — Auf die Anzeigen eines Landjägers oder eines bissigen Schulmeisters hin, wurden zur selben Zeit würdige Pfarrer, wegen vorgeblichem Kanzelmißbrauch, in Anklagezustand versetzt, verhört und von den Gerichten bestraft.

liche kirchliche Beamtung freiwillig nieder, der Stimme seines Gewissens folgend und trat in den Privatstand zurück, zum Leidwesen einer zahlreichen Zuhörerschaft, welche aus seinen Vorträgen reichhaltige Belehrung und Erbauung zu schöpfen gewohnt war. Nach dem Umschwung, welcher im Frühling 1850 im Bernervolke stattgefunden, wurde er von der Kirchgemeinde Wohlen, der er vor seiner Anstellung in Bern als Vikar gedient, in den Großen Rath erwählt, wo er nun ungehindert Zeugniß ablegen kann in den hochwichtigen Angelegenheiten unsers Volkes, zu deren richtiger Beurtheilung, in und außer dem Rathssaal, die Kenntniß des Wortes Gottes allein recht befähigt; — wir glauben jedoch, er sei zum Kirchendienst geboren, begabt und von Gott bestimmt.

Möge die sehr bevölkerte obere Stadtgemeinde ferner in ihrer schönen Heil. Geistkirche reiche Erbauung finden. Das Gotteshaus ist eine Zierde Berns, den schönsten Schmuck empfängt es jedoch, wenn es angefüllt ist mit einer in heiliger Andacht versammelten Volksmenge und wenn der G e i s t, nach dessen Namen es benannt ist, den Diener des Wortes beseelt, erleuchtet und stärkt und die Hörer heiligt und sie sich Alle beugen in Demuth vor der unsichtbaren Majestät dessen, vor dem kein Ansehen der Person gilt und der da Wohnung macht bei denen, die eines demüthigen Herzens sind.

In dieser Gemeinde, die über 10,000 Seelen zählt, sollte allsonntäglich die Kirche mit Zuhörern angefüllt sein und wäre sie es und wären es, Jahr aus Jahr ein, alle übrigen Stadtkirchen, so wäre dieß immer noch nichts Außerordentliches. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts, als

Bern 11,000 Einwohner zählte, sprach Professor Stapfer in einer, im Münster gehaltenen Bettagspredigt: „von den dreitausenden, die in dieser großen Versammlung sind, werden auf's wenigste hundert in diesem Jahre sterben.“ — Ist das Münster von 3000, die Heil. Geistkirche von 2000, die Nydeck und die französiche Kirche, jede von 1200 bis 1600 Zuhörern besucht, so befindet sich etwas mehr als der vierte Theil der Bevölkerung der Stadt und ihres Bezirks in den Gotteshäusern; die Leute können auf ebenen Gassen in die Kirchen gehen, brauchen nicht Stundenweit über Berg und Thal und, bei regnerischer Witterung, über angeschwollene Waldbäche herzukommen, wie in Landgemeinden, deren Kirchen allsonntäglich, zur Sommers- und Winterszeit, angefüllt sind.

Möge unser Volk, zu Stadt und Land, die Predigt des unverfälschten Gotteswortes weise nutzen. Die Zeichen der Zeit sind groß und reden immer gewaltiger und künden die Vorboten der herrlichen Weltepoche an, die in der göttlichen Verheißung bezeichnet ist: „In den letzten Tagen, spricht Gott, will ich ausgießen meinen Geist über alles Fleisch!“— Wenn dieß geschehen wird, dann wird die ganze Erde, die jetzt noch ein großer Spital ist, ein Tempel, eine **Heiligengeistkirche** werden!

Bern 11,000 Einwohner zählte, sprach Professor Stapfer in einer, im Münster gehaltenen Bettagspredigt: »von den dreitausenden, die in dieser großen Versammlung sind, werden auf's wenigste hundert in diesem Jahre sterben.« — Ist das Münster von 3000, die Heil. Geistkirche von 2000, die Nydeck und die französische Kirche, jede von 1200 bis 1600 Zuhörern besucht, so befindet sich etwas mehr als der vierte Theil der Bevölkerung der Stadt und ihres Bezirks in den Gotteshäusern; die Leute können auf ebenen Gassen in die Kirchen gehen, brauchen nicht Stundenweit über Berg und Thal und, bei regnerischer Witterung, über angeschwollene Waldbäche herzukommen, wie in Landgemeinden, deren Kirchen allsonntäglich, zur Sommers- und Winterszeit, angefüllt sind.

Möge unser Volk, zu Stadt und Land, die Predigt des unverfälschten Gotteswortes weise nutzen. Die Zeichen der Zeit sind groß und reden immer gewaltiger und künden die Vorboten der herrlichen Weltepoche an, die in der göttlichen Verheißung bezeichnet ist: »In den letzten Tagen, spricht Gott, will ich ausgießen meinen Geist über alles Fleisch!« — Wenn dieß geschehen wird, dann wird die ganze Erde, die jetzt noch ein großer S p i t a l ist, ein Tempel, eine **Heiligengeistkirche werden!**

II.

Die Zeiten der geistigen und leiblichen

Verschmachtung.

Wiedererwachen und Erhebung.

Siegreicher Kampf des Berner Volkes

im Jahr 1850.

Vergleichende Blicke auf eine alte „ehrbare" Zeit und die neue Zeit „des Fortschrittes" mit Nutzanwendung.

Nachdem wir nun den archäologischen und chronistisch-historischen Bericht über den Davidsbrunnen und dessen Umgebungen mitgetheilt haben, bleibt uns noch übrig, da die Geschichte der Vergangenheit eine Lehrerin für Gegenwart und Zukunft ist, die Applikation des Erzählten nachzuweisen:

Es gab eine Zeit, in welcher Bern mit David dem heldenmüthigen Jüngling, und mit Recht, verglichen werden konnte, als es noch mit Gott in den Kampf ging und siegte; als seine Feldherren sich nicht schämten, vor Beginn der Schlachten, den Herrn der Heerschaaren, im Angesicht des Feindes, um Hülfe anzuflehen und nach errungenem Siege Ihm auf den Knieen den Dank darzubringen. Wie frei und groß war damals Bern! — Wenn die Schicksale eines Gemeinwesens sich mit dem Lebenslaufe eines einzelnen Menschen vergleichen lassen, so bezeichnet in der Geschichte Berns das XIII. Jahrhundert die Zeit der Kindheit, das XIV. diejenige der Jugend, das XV. das Mannesalter. — Sein Kindesalter war jedoch das eines Herkules, der schon in der Wiege mit der Hand die Natter ergriff und tödete, die ihn umschlang; **sic fata voluere!** Ja, sagt man, die Kaiser haben Bern begünstigt, darum ist es so mächtig geworden; aber die Ortschaften Laupen und Kirchberg hatten vom König Rudolf I. auch die Bewilligung eines „Stadtrechts" erlangt, wie Bern das seine von Friedrich II. und konnten sich nicht aus eigenen Mitteln zu mächtigen Städten emporheben und daß es, in seinem guten Recht, auch Kaisern ungebeugt wider-

stehen konnte, hat, wie wir gemeldet haben, z. B. der große Habsburger erfahren im Jahr 1288. — Oesterreich und Frankreich hatten vor Herzog Karls kühner, emporstrebender Macht gezittert, wie die Israeliten vor dem Goliath; Bern zerschlug diese Macht; Bern, das kaum zwei Jahrhunderte vorher den Feind von dem engen Umkreis seiner Mauern abzuhalten im Stande war! — Dreimal erweiterte es den Umfang derselben. — Nicht nur ein Walo Greierz, ein Erlach, ein Hallwyl, ein Bubenberg fühlten ein Kriegsheer im sieggewohnten Arm, die ganze Bürgerschaft war eine Heldenschaar, — mit einem Wort, ein David.

Am Tag, als nach sechs Jahrhunderten zum erstenmal bewaffnete Feinde die Stadt betraten, am 5. März 1798, geschah es bei Neueneck, wo des Vaterlandes Söhne sich ihrer Väter würdig bewährten, daß ein daher eilender Offizier einigen bei ihrer Kanone der größten Gefahr ausgesetzten Oberländern, die in der Richtung gegen die Brücke fortwährend auf den Feind schossen, „in's Teufels Namen" befahl, eine andere Stellung zu nehmen. „Was! in's Teufels Namen," schrie ihm, außer sich vor Zorn, mit gezücktem Säbel, einer der Kanonire in die Ohren, „wir sind nicht in's Teufels Namen, wir sind in Gottes Namen da, für's Vaterland; mach' daß du wegkommst, wir wollen nichts von dir!" Wenige Augenblicke nachher langte die Trauernachricht an: „die Stadt sei über!"

Als im Jahr 1845 eine Abtheilung des Freischaarenzugs bei Huttwyl die Grenze des Kantons Luzern überschritten hatte, hat einer der Mitziehenden geäußert: „Jetzt ist Alles gut, wenn nur Der da Oben nichts dazu sagt!" — Aber Der da Oben spricht sein Wort zu Allem, was da un-

ten auf Erden geschieht. Nur was mit Gott angefangen wird, hat, auf die Dauer, guten Erfolg; die Lehre ist so alt als die Welt. — In diesen Zeiten der Erschlaffung und Verschmachtung hat wohl mancher ein Mann von Charakter und Bildung scheinen wollen und sich des Bekenntnisses des Christenglaubens geschämt und gemeint, derselbe schicke sich besser für schwache Weiber und Kinder als für Männer. Für Männer? — Vernehmet doch, Männer, die großen Zeugnisse der Geschichte eueres eigenen Volkes! Wann ist jemals eine edle, große, heilbringende That geschehen, an der nicht der Glaube, das Vertrauen auf Gottes Beistand, den größten Antheil gehabt hätte? Schämt euch eueres Kleinmuthes; wie geht's einem Volke, wenn es Gott verläßt? Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut.

Aber die Schicksale Berns können nicht nur mit denjenigen des Heldenjünglings David verglichen werden; die Geschichte beider bietet noch andere Vergleichungspunkte dar:

David ward König über Israel, Zion seine Residenz, Jerusalem, der schöne Zweig, der Schmuck des ganzen Landes. Hiram, König von Tyrus, schickte ihm Bauleute, die herrliche Stadt zu verschönern. David ließ auch die Bundeslade dahin bringen, den öffentlichen Gottesdienst einrichten und führte glückliche Kriege gegen mehrere Völker. Wie hat Bern die Größe seines Gebietes, von seiner merkwürdigen Aarumflossenen Halbinsel aus, im XV. und XVI. Jahrhundert erweitert, die Stadt verschönert, den Münsterbau aufgeführt, Bündnisse mit den mächtigsten Monarchen Europas geschlossen!

Allein wie so gar leicht braucht, wer große Gewalt hat, dieselbe übermüthig zur Sünde!

David sollte durch Leiden geläutert werden — und sie blieben ihm nicht aus. Neuer Vergleichungspunkt:

Absalom, sein Sohn, war der schönste Mann in Israel — und ward in Gotteshand das Werkzeug zur Demüthigung seines eigenen Vaters und verführte als Hochverräther das Volk zum Aufruhr. — Die Art, wie er den Gährungsstoff zur Empörung unters Volk brachte, zur Rebellion gegen seine rechtmäßige Obrigkeit, seinen König, seinen Vater, ist seitdem das weltgeschichtliche da Capo, der Typus, geworden, nach welchem bis in die neuesten Zeiten, Hochverräther Revolutionen angezettelt haben. Er stellte sich, erzählt die biblische Geschichte von ihm, „unter's Thor," das Hofthor auf Davids Burg, durch welches man gehen mußte, wenn man vor Audienz wollte. Die freundliche Herablassung des hübschen jungen Herrn mit seinen artigen Manieren schmeichelte den Bäuerleins, die recht verwundert waren in der Stadt, sogar vom Prinzen so extra gut aufgenommen zu werden, der sich mit gemeinen Leuten „recht niederträchtig" abgeben mochte, wie wenn er mit ihnen Duzkamerad wäre. — Das ging von Mund zu Mund. Weisere erfahrnere Männer zu Stadt und Land schüttelten den Kopf zu solch' affektirter, unerhörter Wohlwollensbezeugung; aber wer nicht Beifall gab, setzte sich dem Spott des Pöbels aus, der unter der Hand für Absaloms verruchte Pläne gewonnen ward. Er wird auch nicht versäumt haben, mit klingenden Beweggründen seinen Maximen Eingang zu verschaffen, um die altväterische Regierung so viel möglich in Mißkredit zu bringen. Die Ankommenden fragte er, auf die theilnehmendste Weise, um ihr Ansuchen. „Deine Sache," sagte er, „wäre wohl gut — du müßtest Recht finden drinnen im Gerichtssaal,

wenn's um das Gericht selber besser bestellt wäre, aber darin liegt leider die Schwierigkeit und die wird bleiben, so lang mein Vater regiert; nicht, daß ich gegen seine Person etwas hätte, er hat sicher gute Eigenschaften und ist insofern achtungswerth, aber er hängt zu sehr an den veralteten, verrosteten Formen. Ahitophel, der freisinnige Justizminister, ist ganz meiner Meinung, aber was will und was kann er, dem König gegenüber; so lang dieser am Ruder sitzt, ist an keine Verbesserung im Gerichtswesen zu denken und überhaupt an keine Verminderung der fast unerschwinglichen Lasten und Abgaben, unter denen der gemeine Mann seufzen muß. Zu einer gründlichen Veränderung in unserm Staatshaushalt sind rüstige, jugendliche Kräfte erforderlich. Wenn ich Richter wäre, so müßtest du ohne anders Recht finden."

Lieber Leser, wenn du unsere Tage mit dem Davidischen Zeitalter vergleichst, mußt du nicht die Wahrheit des salomonischen Ausspruchs: "Nichts Neues unter der Sonne," erkennen? — Mit den Zeiten ändern zwar Personen, Scenen und Namen, aber die Sache selbst bleibt die gleiche. Aehnliche Reden, wie dort von Absalom unterm Thor, sind auch viele bei uns zu Stadt und Land, besonders während der letzten zwei Jahrzehnde, geführt worden, jedoch mit dem Unterschiede, daß die modernen Hetzer, Treiber und Aufwiegler sich noch ungescheuter als jener fürstliche Hochverräther und krasser als er ausgesprochen haben. In wie vielen sogenannten Volksversammlungen wurde nicht diese bewunderte Staatsweisheit zu Markte gebracht zur Bethörung eines leichtgläubigen, fanatisirten Pöbels? — "Das Gesetz hat zum Schneckengang verdorben, was Adlersflug geworden wäre;" — wie manche Variationen über dieses Thema aus

Schillers Räubern sind zu unsern Zeiten nicht nur in obscuren Kneipen des Bernbietes, sondern auch in großartigern Umgebungen, in den größten Residenzstädten Frankreichs, Deutschlands und Italiens produzirt worden!?

„Das Gesetz hat zum Schneckengang verdorben“ — so hieß es auch bei uns. Reglement hin, Reglement her, des Volkes Wille ist jetzt das Gesetz — die **salus publica** — neben der kann keine ihr widersprechende Satzung des Sachen- und Personenrechts bestehen. Die Volksmajestät, unter die soll Alles sich fügen und vor ihr Alles sich beugen. Die veralteten Formen fallen mürbe zusammen. Ihr armen Schuldenbäurlein und Zinsmannlein sollt bald weniger gedrückt schnaufen; schaut nach den Millionen des reichen Berns, wo euere Gläubiger mit euerem Schweiße sich mästen, die Tagdiebe, für die ihr vom Morgen bis auf den Abend arbeiten müßt. Was sagt das ewige Naturrecht dazu; haben nicht alle Menschen gleiche Ansprüche auf die Güter und Freuden des Lebens? — Weg daher mit den Zehndten und Bodenzinsen und allen lästigen Ueberbleibseln der Feudallasten des finstern Mittelalters, wir leben jetzt im neunzehnten Jahrhundert! Da steigen die Aristokraten mit der Gerichtssatzung unterm Arm über die Rathhaustreppe herauf in den Rathssaal des souveränen Volks; — der Wille der Mehrzahl ist das Gesetz, dem sich die Minderheit unterwerfen muß. Weg mit dem schwarzen Buch und den das Volk verdummenden Pfaffen, es paßt nicht mehr zum entschiedenen Fortschritt; das heilige Naturrecht zeigt dem freien Menschen den Adlersflug, den er nehmen soll; im Naturrecht ist die wahre Religion. Gott der Vater, das ist die Freiheit, Gott der Sohn, das ist die Brüderlichkeit, und Gott der heilige Geist,

das ist die Gleichheit; das und nichts anderes ist die Dreieinigkeit der Demokratie!«

»Die Freiheit brütet Koloße und Extremitäten aus. — Jetzt ist endlich der Zeitpunkt der freien Entwicklung für alle Menschen gekommen. Die Städter haben von jeher absichtlich in Allem den Bauern den Fuß vorgehalten, damit diese für nichts tüchtig werden als das Vieh zu melken und auf dem Land zu arbeiten. — Jetzt ist Bildung das Gemeingut für Alle geworden, wir haben eine Hochschule; — ein paar Jahre und unsere jungen Leute sind Gelehrte geworden, fähig für alle Beamtungen des Staates. Alle Länder Europas sehen jetzt auf uns; außerhalb unsern Grenzen sind die Völker noch geknechtet, bei uns ist Freiheit und sie soll immer uneingeschränkter werden. Auf unserer jungen Schule vom Lande ruht der Menschheit schönste Hoffnung, daß sie das Signal geben wird zur allgemeinen Menschenverbrüderung, für die Tell und Winkelried erglühten. Rettung von Tyrannenfesseln! — Kerker, Zucht- und Irrenhäuser, welch' eine Schmach in einem freien Staate! — Unser Losungswort ist: Freiheit für Alle! Darum nieder mit allen Aristokraten und den letzten in einer vergatterten Kiste als Rarität im ganzen Land herumgeführt! Wenn mit den Eingeweiden des letzten Priesters die Gurgel des letzten Königs zugeschnürt sein wird, stehen wir am großen Ziel unseres Werkes; das Christenthum hat die Völker geknechtet, das Naturrecht soll sie wieder frei machen; deßwegen nur aufgeräumt mit den Kirchengütern und im kleinsten Dörflein eine Weisheitsschule, eine Pinte errichtet, darin die rein menschliche Bildung für Alle angestrebt werde. — Und bis dieses hehre Ziel erreicht sein wird, ruhen wir nicht!« —

In diesem Ton ist, mittelst Mißbrauchs der Preßfreiheit durch Zeitungsblätter und besonders in den Kneipen durch mündliche Auslegungen der geschriebenen Hetzartikel, der Saame des Aufruhrs verbreitet worden, der in vielen Gemüthern Wurzel gefaßt hat, und es erwahrete sich auch noch in unsern Zeiten der Ausspruch des achtzigjährigen Seckelmeisters Fränkli, der seiner erprobten Uneigennützigkeit und Weisheit wegen zu Bern einst aus seiner Handwerkerstätte in den Rathssaal berufen worden ist: „Auf Erden „nichts Unbeständigeres ist als ein Bauer; er sucht neue „Dinge, unbedacht, daß es ihm auch Schaden bringt, in„sonders wenn er meint, daß es ihm etwas Nutzes ertrage „und so es des Jahrs nur einen Fünfer brächte, so wagt „ers, es gerathe gleich wohl oder übel.“ — So sprach ein wahrhaft weiser, ächter Staatsmann im Jahr 1470. — Aufhetzen ist nicht schwer und wenn der feurige Zunder der Begehrlichkeit in die Gemüther geworfen wird, wie leicht fassen sie Feuer!

„Absalom stahl die Herzen des Volks,“ erzählt die Bibel. Auch sogar seines Vaters Rathgeber brachte er durch Bestechung auf seine Seite und von Hebron aus, wo das verführte Volk den treulosen Sohn zum König ausrief, ward der Aufruhr proklamirt und verbreitete sich schnell über's ganze Land. — Da floh David vor seinem eigenen Sohne, verließ Jerusalem und ging über den Bach Kidron, barfuß und mit verhülltem Haupt den Oelberg hinan, den Schmerzensweg bezeichnend, den später der Heiland der Welt, nachdem er von Judas Ischarioth verrathen worden war, gehen sollte. — Auf dieser Flucht fluchte Simei, ein Mann vom Hause Sauls, dem entthronten Fürsten und warf mit

Steinen nach ihm, und als einer der wenigen, David treu gebliebenen Freunde, entrüstet über solcher Schmach, den Lästerer strafen wollte, sprach der tiefgebeugte König: „Laß „ihn fluchen, der Herr hat's ihn geheißen; mein eigener „Sohn steht ja nach meinem Leben, warum nicht auch die„ser Mensch? — Vielleicht sieht der Herr mein Elend an „und vergilt mir sein Fluchen mit Segen.“ —

Wie es nun zwischen den Anhängern des Verräthers und dem treu gebliebenen Theil des Volks beim Walde Ephraim zu einer blutigen Schlacht gekommen ist, in welcher der Hochverräther Absalom durch des Feldherrn Joabs Speer den Lohn seiner Unthat geerndtet, ist weltgeschichtlich bekannt und wie hierauf das israelitische Volk einmüthig den David wieder auf den Thron zurückbegehrt hat und der Stamm Juda ihn abholte und nach Jerusalem zurückbegleitete. David gab keiner Rache Raum; den sich vor ihm demüthigenden Simei begnadigte er und diejenigen, welche er als Freunde in der Noth kennen gelernt, hielt er in hohen Ehren. Sieh' da den Mann „nach dem Herzen Gottes,“ wie groß erscheint er im Unglück, wie nimmt er es demüthig an aus seines Gottes Hand, wie geduldig beugt er sich unter der schweren Schickung, in seinem eigenen Sohne das Werkzeug göttlicher Strafgerechtigkeit erkennend. „An Dir allein, an Dir hab' ich gesündigt,“ bekennt er büßend in der Zerknirschung seines Herzens. So betete er, nachdem Gott ihm in dem Propheten Nathan einen Bußprediger gesendet hatte, der in göttlicher Vollmacht ihn endlich trösten konnte: „So hat der Herr auch deine Sünden weggenommen.“ — Der Zweck der Leiden war erreicht und dem Demüthigen gab Gott Gnade.

Noch heut zu Tage sieht man bei dem Grabmal Absaloms, welches außerhalb Jerusalem ist, große Haufen von Steinen, welche die Türken dahin geworfen haben mit Aussprechen einer Verwünschung gegen Absalom und Jeden, der seinen Eltern ungehorsam ist.

Auch diese traurigen Ereignisse aus Davids Leben bieten mehrere Vergleichungspunkte mit der Geschichte Berns dar:

Wann ist jemals, so lange die Welt steht, ein Menschenwerk ohne alle Mängel, ganz vollkommen gewesen; wann und wo jemals auf Erden ein Staat und eine Regierung ohne Gebrechen? Nur Einer hat gelebt, der ohne Sünde war. — Aber im Vergleich mit den Zuständen anderer Länder und Völker fragen wir: Ist das Glück und der Wohlstand des Bernervolkes nicht, von Alters her, weit und breit zum Sprichwort geworden und wem hatte es, nächst Gott, denselben zu verdanken, wie seine sechs Jahrhunderte umfassende Geschichte es in Wahrheit bezeugen kann, wem anders, als der langen Reihenfolge seiner landesväterlichen, weisen und frommen Regenten? — Wir setzen uns bei dieser Behauptung hoffentlich bei keinem wahrheitsliebenden Leser dem Tadel der Schmeichelei aus; wir sprechen frei, ohne Menschengefälligkeit, aber auch ohne Menschenfurcht. Die Verfassungen, unter denen Bern blühend und groß und berühmt geworden ist, gelten längst nicht mehr und haben bloß noch historische Bedeutung. Der Verfasser dieser Schrift ist kein Stadtberner, sein Burgerort ist in einer bernischen Landgemeinde und er besitzt Unabhängigkeit des Charakters genug, sich von keiner politischen Parthei als Werkzeug brauchen zu lassen; — auch haben ihn weder die Apologien des an der Bärentatze saugenden

Servilismus, noch das Wolfsgeheul hungriger Rathssessel-speculanten und Pöstleinritter über Berns providentielle Bestimmung irre gemacht. — Aber warum sollte er es verschweigen? Nicht immer mit Unrecht ist bis auf die neuern Zeiten der Berner des Ahnenstolzes beschuldigt worden. Bei der alten so ungemeinen Heldengröße und in der ganzen Christenheit verbreitetem Herrscherruhm, hat die gewaltige Macht, die in den Händen derer lag, welche an der Spitze dieses Staates gestanden, sie auch bisweilen, wie den David, zum Uebermuth verleitet, also daß sie nicht gethan, was vor Gott recht war, und die von Ihm über sie verhängte Züchtigung ist nicht ausgeblieben und zu verschiedenen Zeiten von dem Jahr der Erbauung Berns an gerechnet (1191), haben, in und außerhalb der Stadt, revolutionäre Bewegungen gegen die obrigkeitliche Gewalt stattgefunden. Die Regierungsgewalt einzuschränken geschah die Verfassungsveränderung von 1294 und die Regierungsveränderung am Matthiastage 1384. In dem im Rathssaale mit Erbitterung geführten Twingherrenstreit machten sich beide Partheien Vorwürfe wegen des Uebermuthes und seiner willkührlichen Uebergriffe. Im Jahr 1512 mußte sich die Regierung, deren meiste Mitglieder französische Pensionen bezogen, einen für sie sehr demüthigenden Vertrag gefallen lassen, als an der Kreuzgasse mit den in die Stadt gedrungenen Könitzbauern, denen Unzufriedene aus andern Landestheilen sich angeschlossen hatten, unterhandelt ward; und als 1653 das Landvolk, unter Leuenbergs Anführung, auf dem Murifeld, die Stadt bedrohend, ein Lager bezogen hatte, hatte die Obrigkeit durch Abgeordnete eine Stillung des Aufruhrs und gegenseitige Verständigung nachgesucht;

dennoch mußte bald nachher, nach einer für sie eingetretenen günstigen Wendung der Verhältnisse, eben der erwähnte Volkshäuptling, der kurz zuvor, die Hand am Schwerdtgriff, Verträge abgeschlossen, unter Henkershand sterben, nachdem dem Landvolk in Huttwyl durch französische Emissäre Hülfe angeboten worden ist, denen es jedoch in seiner, von den Vätern ererbten Treuherzigkeit, die Antwort gegeben, daß es „obwohl mit seiner Obrigkeit im Mißverständniß, „dennoch nicht gesinnt sei, einen fremden Herrn und Für„sten anzunehmen.“ — Die immer drohender werdende Oligarchie veranlaßte die revolutionären Bewegungen von 1701, 1710, 1744, die ihre Spitze in den Unruhen 1749 fanden, bei welchen jedoch das Landvolk nicht geneigt war, seinen starken Arm den verschwornen Stadtburgern zu leihen, um die gesammte Burgerschaft Berns als souveräne Landesbeherrscherinn zu erklären. — Wie in dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts der französische Jakobinismus unser gesammtes Volksleben unterwühlt hatte, brauchen wir nicht weitläufig zu erörtern. Auch Bern mußte fallen. In einer im Unglücksjahr 1798 herausgegebenen Schrift, die den Titel führt: „Bern, wie es war — ist — und sein wird,“ erwähnte, bei Aufzählung der Ursachen, welche jenen Fall herbeigeführt, der mit den damaligen Volkszuständen wohlbekannte Verfasser *) gleich Anfangs des Hochmuths; zugleich merkt man ihm jedoch, indem er sich darüber ausspricht, eine Art stadtburgerlichen Neides an, der es jenen fünfzehn Regierungsfamilien, die nicht lange vorher vor ihre Geschlechtsnamen das Wörtlein „Von“ angenommen haben,

*) Ein Prediger an der Münsterkirche.

als eine gar schwere Sünde zurechnet, wie wenn durch diese Eitelkeit der Magnet entstanden wäre, der die französischen Bajonette in's Land gezogen hätte und nicht die gefüllten bernischen Staatskassen, nach denen Bonaparte für seinen Feldzug nach Egypten überaus lüstern war. — Eben so wenig als jenes „Von“ hat der Umstand Bern's Fall herbeigeführt, daß das neue Münzgebäude von einem fremden Baumeister und fremden Arbeitsleuten nicht über der Rathhausterrasse, die über ihre 100,000 Kronen gekostet, sondern auf einer andern Stadtseite, erbaut worden war, welcher „ganze Operationsplan auch das Seine dazu beigetragen habe, den Stolz Berns und seinen königlichen „Reichthum den Augen in- und ausländischer Beobachter „ziemlich nackend darzustellen.“ — Ei ja, und was noch mehr? — Die gewaltige Eiche, die sechshundert Jahre lang manchen Sturm ausgehalten, bei einzelnen Gewittern und Orkanen freilich einzelne Zweige verlor, jedoch ihre Krone behalten, mußte endlich fallen, weil ihr Grund und Boden unterwühlt war durch fremde Herrschsucht, die in der Hand dessen, der die Schicksale der Nationen lenkt, als Mittel gebraucht wurde, den einheimischen Stolz zu demüthigen; nicht nur denjenigen der Regierungsglieder, sondern auch denjenigen der Unterthanen zu Stadt und Land; die Sittenverderbniß und Ueppigkeit sei, so gesteht der Verfasser der erwähnten Schrift, namentlich auch zu Bern so groß gewesen, daß, im Verhältniß zur Einwohnerzahl, keine Stadt Europas gewesen sei, in welcher die Lasterhaftigkeit unter allen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft verbreiteter gewesen wäre, als in der Hauptstadt unseres Landes — und wie das Haupt so die Glieder. Daß aber noch in der da-

maligen Regierung einzelne, durch Staatswissenschaft und persönlichen achtungswerthen Charakter ausgezeichnete Regenten dem Strom des Verderbens zu wehren gesucht haben, erzählt die Geschichte unsers Vaterlandes, mit Wehmuth hindeutend auf den, einer bessern Zeit würdigen, greisen Schultheiß von Steiger, der im Grauholz beim Andringen der Franzosen sein Leben, die muthlosen Berner zum Widerstand ermunternd, den größten Gefahren ausgesetzt hatte und als Alles verloren war, nur seine Ehre nicht, um nicht in schmähliche Gefangenschaft zu gerathen, sich tief gebeugt, mit der Verzweiflung im Herzen, zurückzog. — Ein Oberländer, der durch die wilde Flucht seiner Landsleute mit fortgerissen ward, erzählte dem Verfasser dieser Schrift, als Augenzeuge von jenen Schreckenstagen; als jener über's Breitfeld daher kam, von der Papiermühle her, und von der Stadt herüber das wimmernde Sturm- und Grabgeläute aller Glocken vernahm — "das hat mir auch die Augen übergetrieben" — setzte er tiefbewegt hinzu; als ein Anderer aus der nemlichen Gemeinde, der als Kanonir von Neueneck hergekommen war, den Fußweg neben dem Obstbergbrunnen herauf betreten hatte, das Weite zu suchen, kam eben über die Aargauerstraße herab, ein Schwarm französischer Husaren; da sie den hochgewachsenen Soldaten bemerkten, rief einer derselben ihm zu: „O groß' Schwyz' nix nutz!" — ""Du hest dy Seel Recht,"" gab ihm der Flüchtling mißmuthig zur Antwort.

Die Zeiten der Helvetik, der Mediation und der Restauration sind unserm Volke noch in Erinnerung.

Nun kam die Staatsumwälzung von 1831 durch Frankreichs Beispiel aufgemuntert. "Rettung von Tyrannenfesseln,"

war auch in unserm Lande das Losungswort. Edelmüthig legte die Regierung, als sie sich des Zutrauens des Volkes verlustig sah, die obrigkeitliche Gewalt nieder. Es dauerte jedoch nicht lange, so gestanden Männer, welche zu einer neuen Verfassung am thätigsten mitgewirkt hatten, unser Volk sei zu weisem Gebrauch so ausgedehnter Freiheiten noch bei weitem nicht reif genug. Ungeachtet des vorlauten Rühmens von Entwicklung und entschiedenem Fortschritt in allen Zweigen der Verwaltung mußten sich Viele zu Stadt und Land überzeugen, das goldene Zeitalter der verheißenen Volksbeglückung sei doch nicht da und unter den obrigkeitlichen Behörden in der Stadt und den neuen Pöstleinreutern auf dem Land seien Manche, die den Staat bloß für eine Melchkuh halten. Ekelhaft und empörend widerlich war, nachdem die meisten Emporkömmlinge eine durchgreifende Verbesserung im ganzen Staatshaushalte mit der größten Zuversichtlichkeit versprochen hatten, nun die, bei stets wiederholten Anläßen gegebene, feige Entschuldigung, „es sei früher auch nicht besser gegangen." Wie zur selben Zeit viele Rentiers auf Eisenbahnunternehmungen spekulirten, beuteten auch hochgestellte „Staatsdiener" (wie sie sich zu nennen beliebten) ihre Stellung nebenbei noch für andere Erwerbsunternehmungen aus, wie z. B. derjenige, der obschon mit Fr. 3000 besoldet, zu einem bekannten stadtbernischen Häuserspekulanten sprach: „Hört, ich habe eine luminose Idee im Kopf; wie wär's, wenn wir zusammen eine Spekulation machten, die für uns beide nicht anders als grün ausfallen müßte, wie wär's, wenn wir zusammen die Pfarr- und Helfereigebäude an der Herrengasse kaufen würden? — Aber diese Häuser sind Kirchengut, erwiederte der Angefragte.

Pah, Kirchengut! fuhr Jener fort, wir erkennen kein Kirchengut mehr an; sagt nur, ob Ihr eintreten wollt mit mir, für's übrige laßt mich sorgen. Nicht lange hernach wurden, in Folge eines Großrathsbeschlusses, die der Münsterkirche zugeordneten Pfarrhäuser und andere an der Herrengasse stehende Gebäude an eine Kaufssteigerung gebracht, an welcher das Publikum jedoch aus Gerechtigkeits- und Ehrgefühl sich so wenig betheiligte, daß die Gebäude, auf einige geringe Angebote hin, nicht verkauft werden konnten. — Als bei den im ganzen Bernervolk zu Stadt und Land offenkundigen, in seinem Gebiete betriebenen Zurüstungen zu den Freischaarenzügen, 1844 und 1845, die Regierung von Luzern derjenigen von Bern eine Mahnung zur Wachsamkeit und Verhütung eines Landfriedensbruchs hatte zukommen lassen und diese geantwortet hatte, von Seite des Bernergebietes sei gegen das Luzernische kein feindlicher Einfall zu befürchten, soll, sogleich nach Dekretirung dieser offiziellen Antwort, ein Hochgestellter der zu derselben gestimmt, sich geäußert haben, „jetzt wär's der beste Moment, auf Luzern los zu marschiren.“ Nachdem, vor den Augen des Publikums, Wagen mit Waffen und Habersäcken durch die Gassen Berns nach den Sammelplätzen der Freischäärler abgegangen waren, konnte ein regierender ähnlicher Ehrenmann vor Großem Rathe bezeugen, „auf seine Ehre (?) habe er von den Zurüstungen zum Freischaarenzug nichts gewußt.“ — Als der Pöbel in Folge der Staatsveränderung von 1831, um im Fall der Noth der neuen Regierung, wenn sie bedroht werde, beizustehen, aus dem Zeughause mit Waffen und Munition versehen wurde und die zur Besorgung der burgerlichen Stadtangelegenheiten geordneten Männer insgeheim Waffen und

Munition anschafften, kerkerte man sie ein und klagte sie des Hochverrathes an; das Organ der herrschenden Parthei, der Burgdorfische „Volksfreund," munterte die Machthaber auf, das Schwerdt der Gerechtigkeit zu brauchen und 1844 und 1845 bewaffneten sich, mit Vorwissen dieser nemlichen Regierung, auf bernischem Gebiete, die Freischäärler und führten dem Staat gehörende Kanonen mit sich, gegen Luzern! — Ehre den Männern der Siebnerkommission, welche um keine Gnade bitten wollten, als sie zur Gefangenschaft verurtheilt worden sind unter einer Regierung, welche mit Geld aus dem bernischen Staatsgut die in Luzern verhafteten Freischäärler loszukaufen sich nachher genöthigt sah. — Da loben wir uns doch die alten heidnischen, hochherzigen Römer, die den treulosen Arzt des Pyrrhus, der sich ihnen angeboten hatte, er wolle diesen heimlich mit Gift umbringen, dem durch Hochverräther *) bedrohten feindlichen Fürsten gebunden zuführen ließen mit der Warnung: „König Pyrrhus, sieh' dich vor, wem du dein Leben anvertraust und wisse, daß die Römer nicht mit Gift, sondern, ehrlich mit eisernen Waffen, die Kriege zu führen gewohnt sind". — Wie die freisinnig sich nennende Berner Regierung nach dem Freischaarenzuge sich benommen hatte, ist allbekannt. Von da an galt ihr Tells in der hohlen Gasse bei Küßnacht gesprochenes Wort: „Fort mußt du, deine Uhr ist abgelaufen." —

---

*) Hochverrath. Das Wort kann verschiedentlich ausgelegt werden. Ist ein freier Bürger, der sein bedrohtes Leben zu schützen, Waffen und Munition anschafft, ein Hochverräther? Oder ist Einer, der mit den Waffen in der Hand, auf unrechtmäßige Weise den Landesfrieden stört, ein Hochverräther?

In Folge der unvergeßlichen fünfzehnjährigen Probezeit, während welcher das gutmüthige Bernervolk seinen Operatoren den Schenkel hatte herhalten und der theuren Behandlung, die sich der Patient hatte gefallen lassen müssen, konnte es an mannigfachen Rügen und Klagen nicht fehlen; er fühlte es selber am besten, wie es um ihn stand; der Wunsch nach einer freisinnigern Kurmethode ward laut, die nicht gehobenen Gebrechen lagen am Tage und es fing eine große Zahl von vorgeblichen Kunst- und Sachverständigen an, sich zur konsequenten Durchführung und Handhabung einer ganz andern Behandlungsweise, deren Erfolg außer allem Zweifel sei, anzubieten. Die Thorscenen von Absalom und seinen Freunden fanden wieder, aber nur in weit ausgedehnterer und stürmischerer Weise statt als Anno 1831. — Treffender und anschaulicher können die Zustände unsers Volkes im Jahr 1846 nicht geschildert werden, als mit der aus dem Leben genommenen Darstellung, welche Alt-Landammann Blösch im Großen Rathe am 20. April 1847 mitgetheilt hatte, als er anhub: „Die altbernische „Verwaltung hat bei ihrem Rücktritt 1831 dem neuen Re„giment zwei kostbare Erbschaften hinterlassen; eine Regie„rungsautorität, wie sie selbst mancher Monarchie abgeht „und die blühendsten Finanzen der Welt. Seither sind „16 Jahre verflossen und was ist aus diesen Erbschaften „geworden?" — Nun durchging er, den Zustand des tief erkrankten Volkes scharf in's Auge fassend und nachweisend, wie jene beiden Erbschaften dahin und weg seien. Statt der Regierungsautorität ein wüster Geist der Gesetzlosigkeit und Anarchie und wo die öffentliche Ordnung scheinbar nach erhalten sei, sei diese Erhaltung nicht mehr das Verdienst

der Behörden, sondern der Rest von Angewöhnung, der die Masse im Geleise erhält, wie ein scheu gewordenes Roß auf der Straße bleibt, nachdem es der Hand seines Führers entronnen. Bei Hinweisung auf die Zerrüttung der Finanzen erinnerte er an das altbernische Finanzsystem, das nur indirekte Abgaben kannte und darauf ausging, mittelst Ersparnissen auch diese entbehrlich zu machen; in Folge dieser Ordnung ist's zur Thatsache geworden, daß auf Gottes Erdboden kein Land ist, in dem es einen so glücklichen und namentlich so wohlhabenden Bauernstand gab, wie im Kanton Bern. Der Bodenzins hatte sein bestimmtes Maß, das der Urbar festsetzte und über das der Staat nie gehen konnte. Beim Zehndten war die Größe der Abgabe durch die Natur des Verhältnisses selbst bestimmt. Der Staat nahm allerdings die zehnte Garbe, aber er nahm sie doch nur, wenn zehn Garben auf dem Felde waren, und nicht ohne neun davon zurückzulassen; eine Schuldentrichtung, die nicht vom Handmehr oder von der bloßen Willkühr der Regierung abhängt. Das Interesse des Landmanns und das Interesse des Staats waren eins. — Als im Jahr 1846 das Hetzen, in Folge des Freischaarenzuges und nachdem die Regierung die gefangenen bernischen Freischäärler mit 10 Centner Silbers oder mit 70,000 Fr. losgekauft hatte, wieder ärger als je anfing und zum Anzetteln einer Revolution eigentliche Treibjagden und Rundreisen im Kanton herum gemacht wurden, hielt man an manchen Orten s. gen. Volksversammlungen und versprach dem abermals leichtgläubigen und bethörten Volke wieder goldene Berge, den Emmenthalern, der Staat werde ihnen ihre Armen abnehmen, den Seeländern, die Zehndten und Bodenzinse

werden aufgehoben werden, weil sie eine schreiende Ungerechtigkeit seien, den Oberländern, man werde, weil sie die am meisten verschuldeten Staatsbürger seien, mehrere Millionen aus dem Staatsschatze unter sie vertheilen und eine Hypothekarbank für sie errichten; in diesen Bezirken lehrte man zudem, wie im ganzen Lande herum, jeder Staatsbürger vom zwanzigsten Altersjahr an, solle stimmfähig werden und wahlfähig in den Großen Rath und für alle Staatsbeamtungen. — Das wirkte. Der Große Rath beschloß, von allen Seiten bedroht, im Jenner 1846, eine Verfassungsrevision und ließ durch's Volk entscheiden, ob diese durch den Großen Rath selbst oder durch einen vom Volk direkt erwählten Verfassungsrath vorgenommen werden solle. 11,533 Männer stimmten für's erste, 26,320 für einen neu zu erwählenden Verfassungsrath; nun war für die Unternehmer der neuen Rathssesselspekulation das Gelingen ihrer Pläne gesichert.

Die vier Jahre, von 1846 bis 1850, welch ein Zeitpunkt ohne Gleichen in der Weltgeschichte; welche Stürme, Erschütterungen, Umwälzungen, Empörungen und Blutvergießen in der Christenheit! Der König von Preußen, der in seinem empörten Berlin, mit entblößtem Haupt, zum Anschauen der in den Straßenkämpfen Erschlagenen vom triumphirenden Pöbel gezwungen wird; der französische Bürgerfürst, der in einer Blouse verkleidet, das im Revolutionssturm aufgeregte Paris verläßt; Oestreichs Monarch, der aus Wien der alten Kaiserstadt flieht, während Handwerksgesellen Arm in Arm mit siegestrunkenen Studenten

durch die Straßen ziehen, Schillers Räuberlied singend: „Ein freies Leben führen wir, ein Leben voller Wonne!“

Alle Länder der Christenheit wie von den Stößen eines allgemeinen Erdbebens bewegt und während das draußen auf dem großen Schauplatz der Weltbegebenheiten geschieht, hier das Bernervolk, in Folge zweier mißlungener Freischaarenzüge unter eine Regierung gesetzt, deren einflußreichste Mitglieder an jenen Zügen persönlich Theil genommen hatten! — Wenn einst unsere Enkel davon hören werden, was wir Alles in diesem vierjährigen Zeitraum erlebt haben, sie werden es nicht glauben können und die Geschichte des Vaterlandes wird ihn die vierjährige Verschmachtung des Volkes heißen.

Leibliche und geistige Verschmachtung kam über uns. die Kartoffelseuche sammt Theurung und Hungersnoth und mit ihr die noch schrecklichere Geisterseuche, durch die Betäubung, in welche jene „Mächte der Verführung“ mittelst der „kräftigen Irrthümer“ die Gemüther versetzen konnte. Erschlaffung des leiblichen und geistigen Lebens trat unverkennbar durch alle Schichten des Volkes, zu Stadt und Land; Leib und Seele ermatteten. Am Landvolk nahm man die Muthlosigkeit auffallender wahr als an den Städtern; die Leute gingen seltener von Hause als sonst, man spürte sogar eine Verminderung des Kirchenbesuchs; ein schwerer Druck lastete auf den Gemüthern. Es war eine Zulassung Gottes; wir mußten die bittern Erfahrungen machen, die uns bevorstanden. Unterdessen war der böse Feind rastlos thätig, sein Gift zu verbreiten und fand weniger Widerstand, als er gefunden hätte, wenn die übergroße Mattigkeit uns nicht befallen hätte. Wir waren in den kläglichen Zustand ge-

rathen, in welchen die Juden versunken waren, als geschah, was Matthäus am Ende seines neunten Kapitels erzählt: „Als Jesus das Volk sah, jammerte Ihn desselbigen, denn „sie waren verschmachtet und zerstreut wie Schaafe, die „keinen Hirten hatten.“ — Gerade so und nicht anders war der Zustand unsers beklagenswerthen Volkes. Der Giftstoff, der die allgemeine Erschlaffung herbeigeführt hatte, war seit Jahren, durch die geheimen Gesellschaften einer ausländischen Propaganda, mittelst schlechter Flugschriften und Zeitungsblätter, in denen alles Heilige und alles menschlich Ehrbare verspottet und verhöhnt worden ist, dem Volke eingeimpft; aber nicht nur in unserm Lande ging es so, das satanische Netz war über die ganze Christenheit ausgeworfen. Benachbarte Völker, wie das Badische, wurden schrecklich aus der Betäubung zur Besinnung gebracht, auch von der Lombardei her rollete der Donner des Krieges über unsere Grenzen, als eine ernste Warnungsstimme; aber bei uns spottete man laut derselben und sprach ungescheut aller göttlichen und menschlichen Ordnung Hohn. — Es hat auch in unserm Lande von Alters her gottesvergessene ruchlose Menschen gegeben, aber seitdem unsere heidnischen Vorfahren ihre Götzen abgethan und das Christenthum angenommen hatten, war nie eine Zeit gewesen, in welcher so allgemein und ungestraft in unserm Volke der heilige Christenglaube verhöhnt worden und der Pöbel zu Gewaltstreichen, zu Raub und Mord aufgemuntert worden ist. Es ist früher nie geschehen, daß ein zu Stadt und Land von allen rechtschaffenen Menschen verabscheuter Gotteslästerer, wegen offenkundigen Religionsspöttereien vom Großen Rath den Gerichten zur Untersuchung anbefohlen, von einem Amts-

gericht schuldig erfunden und zur Strafe verurtheilt, vom Obergerichte hingegen von Schuld und Strafe freigesprochen und der Staat zu den Prozeßkosten verfällt worden ist, und nur aus der körperlichen sowohl als geistigen Erschlaffung und Verschmachtung unseres Volkes ist es erklärbar, daß dieser schändliche Wicht, der nach Willkühr jeden ehrbaren Bürger auf infame Weise öffentlich zu verspotten wagte, frech, ungescheut und ungezüchtigt sich öffentlich zeigen durfte in einer Stadt, wie Bern, die 25,000 Enwohner zählte, und daß die so gerühmte Volksmajestät sich nicht, durch irgend einen starken Arm, sei's auch öffentlich, dem Schändlichen zu erkennen gegeben hat. So weit mußte es auch zu Bern kommen! — Allgemein verachtete Gotteslästerer liefen frei herum und achtungswerthe Männer, welche zur nemlichen Zeit, als die Regierung den Neologen Zeller von Tübingen auf den theologischen Lehrstuhl nach Bern berufen hatte, sich, nach ihrer religiösen Ueberzeugung, in Wort oder in Schrift, gegen diese Berufung aussprachen, wurden, in Folge richterlicher Sentenzen, in Verhaft gesetzt *) und, wie wir oben erwähnt haben, Prediger, denen das Recht freier Willens- und Meinungsäußerung, das nach der Verfassung jedem Staatsbürger zugesichert ist, um so eher unangetastet bleiben soll, je heiliger ihr Amt und Beruf, das Glaubensbekenntniß auf welches sie beeidigt sind, das laute Zeugniß der Wahrheit und ihrer innigsten Ueberzeugung von ihnen fordert, in welcher Verpflichtung sie mit dem

---

*) „Man muß diese Leute strafen," sprach in vornehmem Ton ein Oberrichter zu Jemanden, der ihm eine milde Behandlung über die, ihrer religiösen Ueberzeugung wegen, in Anklagezustand versetzten Mitbürger empfahl.

großen Apostel behaupten sollen: „Wenn ich Menschen zu Gefallen redete, so wäre ich Christi Knecht nicht.“ — Die herrschende Parthei schien zu glauben, weil die Geistlichen ihr baares Einkommen durch die Hände weltlicher Beamten in Empfang zu nehmen hatten, so hätten sie sich, was die Aeußerung ihrer Ueberzeugung im Privat- und öffentlichen Leben betrifft, nach den Ansichten jener Subjekte zu richten, die für den Moment die Zügel der Staatsgewalt in den Händen hatten, und in Ermanglung gründlicher Bibelkenntniß vermochten diese Magnaten nicht einzusehen, daß der protestantische Geistliche, wie jedes andere Glied seiner Kirche, weder unter einem geistlichen noch weltlichen Pabste steht, und daß Christus, der ewige Sohn Gottes, erhöht zur Rechten der Majestät Gottes im Himmel, das rechte und alleinige Haupt seiner Kirche ist und nicht die, welche momentan auf den grünen Sesseln sitzen auf dem Rathhause und gelegentlich unter anderem auch die Prediger auf die in Erledigung gerathenen Pfarreien zu erwählen haben. — In Deutschland machte zu eben der Zeit das Treiben der „Lichtfreunde“ und der Glieder der sogenannten „freien Gemeinde“ großes Aufsehen, die frei behaupteten, die Vernunft sei auch in religiösen Dingen die höchste Autorität, der sich Jedermann zu unterwerfen habe.

Bei dem großen Widerstand, den diese antichristliche Meinung hervorrief, hieß es dieser Kampf werde auf Schweizerboden ausgekämpft werden und Bern sei dafür zur Wahlstatt bestimmt. Die Theologie studirende Jugend für die neuen Lehren zu gewinnen, berief die Regierung den Doktor Zeller von Tübingen nach Bern. Sogleich wurde in Flugschriften und Zeitungsartikeln der Berufene, nach sei-

nen eigenen schriftstellerischen Produkten, scharfen Kritiken unterworfen. Bald gings zu Stadt und Land, von Mund zu Mund, die Magnaten möchten, so wie mit dem Staatsvermögen und den Kirchengütern, wie es scheint auch mit dem christlichen Glauben aufräumen und die Aufregung wurde so groß, daß die Regierung durch eine Proklamation das Volk zu beschwichtigen suchte. In derselben hieß es u. a.: „Mitbürger! Euere Besorgnisse beruhen auf Täuschung und Irrthum. Euere Unruhe ist durchaus ungegründet.“ — Hierauf folgte unter den Beweggründen, warum das Volk der Regierung vertrauen solle, auch der, daß ja die Mitglieder dieser Behöde, mit Ausnahme eines einzigen, (des katholischen Stockmar,) Glieder der evangelisch-reformirten Kirche und Bekenner ihres Glaubens (?) seien, u. s. w. — Es stand zu erwarten, daß einzelne Pfarrgeistliche sich weigern würden, diese Proklamation von der Kanzel zu verlesen, weil sie dafür hielten, die Stelle: „Eure Unruhe ist durchaus unbegründet,“ enthalte eine Unwahrheit. In der That wurde die Ablesung dieses Aktenstücks von Verschiedenen geradezu verweigert, über welche sogleich gerichtliche Untersuchungen, Verhöre und Einstellungen erfolgten, die Mehrzahl der Prediger verlas dasselbe, weil der Inhalt den Glauben unsers Volks betreffe und eine Erklärung, nicht des Predigers, sondern der Regierung sammt einer Art Glaubensbekenntniß derselben enthalte, dem am Schluß die Unterschrift ihres Präsidenten und des Staatsschreibers beigefügt sei.

Daß bei der Verschmachtung, die über das Volk gekommen war, noch eine solche Aufregung, wegen der Berufung eines Professors an die Bernische Hochschule, statt fand, daß mehrere Gemeinden Vorstellungen an den Großen

Rath eingaben, worin sie denselben baten, die regierungsräthliche Wahl des Dr. Zeller zu kassiren und daß im Großen Rathe selbst noch 24 Mitglieder saßen, die entschieden ihre Mißbilligung über das Benehmen des Regierungsrathes kund gegeben haben, war ein erfreulicher Beweis, daß noch nicht alles geistige Leben im Volk erstorben sei und verfehlte nicht einer guten Wirkung auf das Gemüth manches Lauen und Furchtsamen; konnte jedoch auch als Fingerzeig gelten, daß es auch in den Zeiten des s. g. „entschiedenen Fortschrittes“ leichter sei, Wahlen zu treffen und Proklamationen zu machen, als den Leuten die religiöse Ueberzeugung zu ändern. In den Zeitungsblättern der Regierungspartei kamen die Ausdrücke, „Pfaffen und Jesuiten, Verdummung, Knechtung, Hochverrath, Aberglauben, Vandalismus und Fanatismus“ u. s. w., bis zum Ekel wiederholt, fast auf allen Seiten vor und man gab sich um so mehr Mühe, die gegen die Zellerberufung sich aussprechenden bernischen Geistlichen zu verdächtigen und mit den, des Hochverraths beschuldigten Jesuiten auf eine Linie zusammen zu stellen, als eben zur nemlichen Zeit auf's eifrigste zu einem Krieg gegen die Urkantone aufgehetzt wurde und sich mit jedem Tag die Aussagen im Jahr 1845 heimgekommener Freischäärler zu verwirklichen schienen, „wenn's zu „Bern eine neue Regierung gebe, so wolle man dann mit „den Bataillonen der Auszüger und der Reserve noch ein„mal auf Luzern los marschiren.“ —

Im Jahr 1847 sanken viele arme Leute, während der Theurung, wirklich in leibliche Verschmachtung, als zu Bern das Pfund weißes Brod 2 Batzen 3 ½ Kreuzer, halb-

weißes 2 Batzen 2½ Kreuzer und rauhes 2 Batzen 1 Kreuzer kostete und, der fortwährend politischen Bewegungen und Unruhen wegen, im ganzen Lande Handel und Gewerbe große Hemmung litten. Auf dem Lande nährten sich viele Arme von Säukraut, manche erkrankten in Folge schlechter Nahrungsmittel, einzelne wenige sind des Hungertodes gestorben. Im Wintermonat 1847 begann der, unter General Dufours humaner Leitung schnell zu Ende gebrachte, Sonderbundskrieg, zu welchem die Berner über 20,000 Mann gestellt hatten. In Folge einer von der Mehrzahl der Schweizerbürger im Jahr 1848 angenommenen neuen Bundesverfassung wurde Bern die Bundesstadt der Eidgenossenschaft; die einflußreichsten Mitglieder des bernischen Regierungsrathes hatten gegen die Annahme der Bundesverfassung gestimmt. Der zwischen dem, in den Bundesrath gewählten, bernischen Regierungspräsidenten Ochsenbein und dem Finanzdirektor Stämpfli ausbrechende Zwist machte, wie manche andere ernste Fingerzeige im Jahr 1849, unser Volk auf die großen Mängel der bernischen Staatsverwaltung aufmerksam, besonders als jener diesem, wie die Zeitungen gemeldet haben, mit Citaten aus seinen im Großen Rathe gehaltenen Reden vorwarf, er sei ein Kommunist*). Als am 6. April 1850 ein meist aus Studenten bestehender Trupp von Anhängern Stämpflis beschloß, dem Ochsenbein, welcher auf der Höhe des Aargauerstaldens wohnte, bei Nacht

---

*) „Kommunist" bezeichnet insgemein einen Menschen, der allgemeine Gütervertheilung möchte, mittelst Umsturzes aller gesetzlichen Ordnung und insbesonders mittelst Aufhebung aller Eigenthumsrechte.

eine sogenannte Katzenmusik zu bringen und des letztern Freund, Regierungsrath Funk, demselben dieß anzeigte, ihm rathend, er möchte die Nacht in einem andern Hause zubringen, gab Ochsenbein die bemerkenswerthe, entschiedene Antwort, „wenn weder die Regierung noch die Polizei ihn schützen könne, so werde er sich selber zu schützen wissen, er habe vier Doppelflinten und Pistolen, von denen er, bei Verletzung seines Hausrechts, Gebrauch machen werde.“ Die projektirte Katzenmusik unterblieb, als die Concertgeber vernahmen, es würden wahrscheinlich unter den Zuhörern auch Landleute aus der Schooßhalde sein, die ihnen den Takt zum Concert auf die Schädel schlagen könnten. Wir erwähnen dieser Thatsache, deren wir von andern bedrohten Personen noch manche beizufügen hätten, nur, um an einem einzelnen Beispiel nachzuweisen, wie weit es bei uns Bernern im Jahr 1850 mit der allen Staatsbürgern durch die Verfassung von 1846 zugesicherten Sicherheit der Personen und des Eigenthums gekommen war. Nebstdem hatte sich die Richtigkeit jener schon in den 1830er Jahren ausgesprochenen Bemerkung einsichtsvoller Männer bei uns erwahrt: „Laßt's nur mit den Verfassungsfabrikationen dahin kommen, bis den Bauern tüchtig an die Seckel geklopft wird, erst dann werden ihnen die Augen über die neue Freiheit aufgehen.“ — Als von 1846 bis 1850 die theure Regierung Staatsdomänen und Pfrundgüter, so viel sie konnte, verkaufte, fing manches arme Bäuerlein, welches mit Erstaunen von diesen Veräußerungen hörte, an, den Kopf zu schütteln und zu sagen, „man hätte noch niemals einen Hausvater für klug gehalten, der nur darauf losgegangen sei, seine Liegenschaften zu verkaufen. Freilich,

wer Nichts, gar Nichts besitze, und deßwegen Nichts zu vertellen brauche, dennoch aber mit dem Schnauz unter der Nase den großen Herren mache und dem Schneider das Kleid schuldig bleibe, welches er auf dem Leib trage, möge wohl von dem öffentlichen Kredit sprechen und schlechte Gesetze machen — auf die Meinung solcher Leute sollte eigentlich kein vernünftiger Mensch Achtung geben."

Unter solchen Auspicien nahete sich das Jahr 1850, in welchem laut verfassungsmäßiger Verordnung alle Staatsbehörden neu gewählt werden sollten.

Wie jede Krankheit, leibliche und geistige, ihre Dauer und ihren Wendepunkt zum Leben oder zum Sterben hat; zum Leben, wenn der Erkrankte noch Kräfte genug in sich hat, den Krankheitsstoff von sich auszuscheiden und zu entfernen; zum Sterben, wenn dieser Ausscheidungsprozeß, wegen zu großer Entkräftung, nicht mehr stattfinden kann, mußte es sich auch in unserm tief erkrankten Volksleben, bei der Verschmachtung, die über uns gekommen war, endlich beim Wendepunkt im Jahr 1850 entscheiden, ob die Berner, sammt und sonders, dem letzten und untersten und verzweifelsten Grad der Verkümmerung anheimgefallen seien, oder ob noch ein Funke von Lebenshoffnung für sie vorhanden? Entweder — oder! — Der an selbst geschlagenen Wunden blutende Leib lag am Wege, es schien schon als sehe man die barmherzigen Brüder mit Todtenbahre und Leichentuch sich ihm nahen und ihn berühren, und der Verschmachtete sprach mit der letzten Anstrengung seiner hinsterbenden Kräfte: "Laß' nach, ich lebe noch!" —

Von jetzt an folgt die Geschichte der außerordentlichen Wahlbewegung, die sich unsers Volks im Frühling 1850

bemächtigt hatte. Da der Verfasser dieser Schrift zur selben Zeit nicht an dem Ort lebte, von welchem aus die Bewegung sich über's ganze Land verbreitete, so läßt er von nun an die Berichte durchaus glaubwürdiger Augenzeugen folgen. Je näher das über das künftige Wohl oder Verderben des Vaterlandes entscheidende Jahr 1850 kam, desto mehr erkannte jeder vaterländisch gesinnte Staatsbürger die Nothwendigkeit, daß durch alle gesetzlich erlaubten Mittel, sowohl in Kraft des verfassungsmäßig garantirten Vereinsrechts durch abzuhaltende Volksversammlungen, als mittelst Gebrauchs der Preßfreiheit, das ganze Volk über die Mängel der bisherigen Staatsverwaltung in Kenntniß gesetzt werde.

Während des Winters 18$^{49}/_{50}$ fanden an vielen Orten auf dem Lande Volksversammlungen statt; die Beschlüsse derjenigen von Boltigen, welche auf Antrag eines wackern Schullehrers, der sich vor vielen seines Standes durch klare Einsicht in unsere beklagenswerthen Volkszustände und ächt vaterländische Gesinnung auszeichnete, verbreiteten sich elektrischen Funken gleich, nach den verschiedensten Landesgegenden und fanden in viel tausend Herzen Anklang. Wie mit einem Hahnenruf kündigte die Boltigerversammlung den Anbruch einer bessern Zeit dem Bernervolke an. Je wüthender die Ausfälle und je böswilliger und leidenschaftlicher die Verdächtigungen der radikalen Zeitungen dagegen wurden, desto mehr erregten sie, ohne es zu wollen, bei dem ruhigen, ordnungsliebenden Theil des Volks die Aufmerksamkeit über die immer lauter gerügten vielfachen Uebelstände im gesammten Staatshaushalte.

Aber auch mittelst des Gebrauchs der Preßfreiheit wurden diese Gebrechen in zu Stadt und Land verbreiteten

Druckschriften nachgewiesen. Mit vielem Beifall wurden folgende Schriften gelesen: Die „Dorfgespräche über verschiedene Gegenstände des öffentlichen Wohls.“ — In schlichter, ruhiger Haltung wiesen sie, in rasch auf einander folgenden Auflagen verbreitet, die Mängel dar, an denen das Gemeinwesen laborirte und bezeichneten die rechte Abhülfe. Die radikalen Schäden und Auswüchse lagen hier vor Aller Augen aufgedeckt. — Ein untrügliches Rezept für gute Volkswahlen. Etwas vom Steuern und von den Schulden. Wie wir zu viele Schreiber und zu viele Wirthe haben; wie wir eine gute Regierung bekommen könnten; wie's mit dem Schulwesen aussehe; wie wir's mit den Fremden haben; was es für eine Bewandtniß habe mit der Religionsgefahr; über Armennoth und Kommunismus; über Verfassung und Gesetzgebung, — dieß waren die hochwichtigen Gegenstände, die der sachkundige, ächt freisinnige Verfasser behandelte.

Noch populärer geschrieben war „der Brief eines Landmanns im Emmenthal, veranlaßt durch die Maiwahlen 1850.“

In dieser Schrift wurde das Bernervolk erinnert, wie es in Folge obergerichtlicher Sentenz, für den Nassauischen Säufer Snell alljährlich Fr. 2800 zusammen schwitzen müsse, der daheim und in unserem Lande Revolutionen angezettelt, mit den Aufrührern und Flüchtlingen aller benachbarter Völker in Verbindung gestanden, dessen Tochtermänner, Niggeler und Stämpfli, ersterer Präsident des Großen Rathes, letzterer Präsident des Regierungsrathes seien; wie ersterer als Gesetzesredaktor das schlechte Betreibungsgesetz, (welches vom Großen Rath in zwei Jahren

dreimal über's Knie genommen wurde)*) fabricirt habe. Dann die Hochschule, die über achtzigtausend Franken kostet und nicht mehr leistet, als die Akademie vor 1831, deren Unterhalt bloß die Hälfte dieser Summe bedurfte. Es wurde nachgewiesen, wie jetzt Bauernbuben ohne wissenschaftliche Vorkenntnisse, aus den Primarschulen in die Hörsääle der Universität kämen und natürlicher Weise die gelehrten Vorträge nicht verstehen könnten, daher manche von ihnen es bequemer fänden, hinterm Bierglas zu studiren; manche von ihnen waren der Meinung, der über die Zwilchhosen angezogene Flaus oder kurze Studentenrock sammt landsmannschaftlicher Mütze, Tabakspfeife und andere burschikosen Zubehörden machen eigentlich den Musensohn aus. — Sie fühlten sich hochgeehrt, wenn sie, in Kneipen gehaltenen Vorlesungen über's Naturrecht, die Pfeiler und Träger des neuen europäischen Völkerlebens genannt wurden. Auch das neue Schulgesetzprojekt wurde genau beleuchtet, nach welchem jeder Unterlehrer Fr. 400 nebst einer Jucharte Land, der Oberlehrer Fr. 480 nebst Land und Wohnung wie der Unterlehrer beziehen sollte; beiläufig ward in dieser Schrift auch erwähnt, wie aus solchem Lehrerstand Wichte als Religionsspötter sich hervorgethan, die um 8 Batzen die Religion versteigert hätten und wie überhaupt der allgemeine Unwille im Volk gegen die ekelhaften Anmaßungen der, nicht mehr Schulmeister, sondern Schullehrer oder am liebsten Lehrer genannt sein wollenden Schulleute auf's Höchste gestiegen sei; nebst dem gottlästernden Guckkasten-Jenni kam

*) Man setzt die Kosten einer einzigen Großrathssitzung auf 100 Louisd'or an, die natürlich wir freie Staatsbürger herblechen müssen.

auch der Zellerhandel zur Sprache. — Diese Schrift hat vielen Leuten die Augen geöffnet; hätte ihr Verfasser erst Kenntniß gehabt von der Finanzzerrüttung, wie sie im amtlichen Bericht des Finanzdirektors Fueter geschildert ist, aus welchem man vernimmt, wie die Niggeler'sche Gesetzesredaktion in den Jahren 1847, 1848 und 1849 die enorme Summe von 29,221 Franken verschlungen, wie einem Advokaten (der „jungen Schule") innert einem Jahre Fr. 4244, einem andern gar Fr. 5350 bezahlt worden sind aus der Staatskasse, wie aus derselben mehr als Fr. 50,000 für fremde politische Flüchtlinge verwendet wurden; wie ferner Fr. 42,000 wegen übereilter Zurückziehung der fremden Fonds eingebüßt worden seien, die Truppenaufstellung wegen des Freischaarenzugs Fr. 96,224 gekostet und der Loskauf der gefangenen Freischäärler Fr. 74,447 betragen habe; ungeachtet dessen die Regierung von 1846 dennoch ihre Besoldungen und die Taggelder der Großräthe zu erhöhen sich erkühnt, dem Domainenverwalter und dem Hypothekarkassaverwalter, jedem Fr. 3000 Besoldung zuerkannt habe u. s. w.

Daß alle in der Schweiz herauskommenden und manche ausländische Zeitungsblätter der großen Wahlbewegung des Bernervolks die gespannteste Aufmerksamkeit zuwendeten, ist leicht zu erklären, so wie, daß die Redaktionen der bernischen Tagesblätter mit jedem Tag lebhafter entweder gegen oder für die Regierungspartei sich aussprachen. Die Zeiten des mit dem Brustbild des Niklaus von der Flüh und dem Motto: „Friede sei mit euch" illustrirten, im 2ten und 3ten Jahrzehend dieses Jahrhunderts zu Bern herausgegebenen und unentgeldlich den Gemeindestatthaltern zugesendeten bernischen „Schweizerfreundes," der seiner im Schulmeister-

ton ertheilten friedliebend gutmüthigen Anweisungen und Belehrungen und Nutzanwendungen wegen den Beinamen des „Kinderfreundes“ bekommen hatte, während er unter strenger Censur stehen mußte — waren längst dahin. Sein oder Nichtsein stand nun in Frage. Neben dem „Schweizerischen Beobachter“ und dem „Seeländer Boten“ trat, noch in vorzüglicherem Grade die Aufmerksamkeit des Volks anregend, der zu Thun herauskommende „Oberländer Anzeiger“ auf, dessen leitende Artikel verschiedene, an Kenntnissen und sehr geläufigem Gebrauch der Volkssprache ausgezeichnete Verfasser verriethen, besonders einen, welcher in glücklicher Nachahmung eines, unsers Wissens noch nicht erreichten, geschweige denn übertroffenen Vorbildes publicistischer Abhandlungen, „des Wandsbecker Boten von Claudius“ *), vorzugsweise gern gelesen wurde. — Der eben erwähnte klassische Schriftsteller sollte von allen Publicisten, denen es Ernst ist, durch ihre Produkte ächte Volkswohlfahrt zu befördern, durch und durch studirt werden; in jener einzigen, auch durch Leid und Widerspruch unbeirrt bleibender Haltung eines Mannes, der seinen Geistesreichthum mit einer, die Herzen erobernden, ächt deutschen Treuherzigkeit, dem lebendigen Christenglauben verdankte, würden sie stets, nicht nur für die Form, sondern auch für den Gehalt ihrer Mittheilungen, Anweisung auf unerschöpfliche Quellen finden; erheiternder Scherz und der tiefste

*) Dessen Werke in 8 Bändchen von 1775 bis 1815 herausgekommen sind; der Gehalt dieser Schriften wiegt ganze Lasten moderner Encyklopädien, Conversationslexikons und Pfenningmagazine auf.

Ernst wechseln, wie oft im Menschenleben, in Claudius Schriften mit einander ab.

Mit welchem Humor der Oberländer Anzeiger öfters seine Leser zu unterhalten wußte, erhellet unter anderm auch aus einem Aufsatz, den er zum Besten gab, als ein in den Großen Rath gewählter Student, Namens Coullery, in dieser Behörde einen Antrag auf Herabsetzung der Taggelder der Großrathsmitglieder gestellt hatte.

„O Coullery, wo denkst du hi,
Für zehe Batze Großrath sy;
I wet nit für ne Chrone.
Si müße Radikali ha
U kosteti e jede Ma,
Tagtäglich e Dublone."

Gegenüber solcher Kritiken konnten freilich die Wuthausbrüche radikaler Zeitungsredaktoren, die, wie man es ihrem Geschreibsel sogleich anmerkte, bloß wie im Taglohn schmierten, nur Widerwille und Ekel bei solchen Lesern hervorbringen, die auch die Kunst verstanden, zwischen den Zeilen lesen zu können, während natürlich das große Heer derer, die obrigkeitliche Pöstlein inne hatten, auch Rasereianfälle großartig und schön gefunden hatten. Außer sich vor Zorn geriethen sie am meisten, wenn ihren pöbelmäßig gemeinen Angriffen mit besonnener Ruhe gemüthlich Antwort gegeben ward, mit Bedauern über die wiederholt sich einstellenden heftigen Gemüthserschütterungen und Accesse. — Einmal redete die Bernerzeitung den Oberländer Anzeiger mit den Worten an: „Wohlehrwürdiger Herr!" — Der Oberländer Anzeiger erwiederte den Gruß mit: „Ehrwürdige Frau!" — und gab ihr die Versicherung, daß sie in ihrer abgenutzten gelben Haube ihr äußerst schmutzig gewordenes

Linge, ungeachtet aller Mühe, nie und nimmer werde weiß waschen können.

Auch in poetischer Form wurde, den Leuten zu lieb, welche zum Zeitungslesen weder Zeit noch Lust noch Gelegenheit hatten, die hochernste Angelegenheit des Vaterlandes dargestellt; so im „Bernerlied,“ welches anhob:

Vor vier Jahren ist's gewesen,
Daß man überall thät lesen,
Welch ein Glück bevor uns steh,
Lauter Jubel und Juhe!
Nach der neuen Mode.

„Keine Zehndten mehr,“ habe es damals geheißen „und wer in Schulden steck', könne Geld haben bei'r Hypothek— keine Herren mehr und keine Knechte — funkelnagelneue Gesetze — alles nach der neuen Mode; die Armen verschwunden, an ihrer Statt Vagabunden und statt der Zehndten blecht man baares Geld aus der Tasche; das halbe Bernerland im Amtsblatt auf der Gant. Keine Herren, viele Lumpen, die dem Volk den Sack auspumpen, statt Beamten treu wie Gold, mancher Wicht und Trunkenbold.“

Fremde Schnäuze, fremde Sitten,
Fremdes Volk im Land gelitten.
„Reglemente hin und her.“
Gurgeln voll und Kassen leer
Nach der neuen Mode.

Sagt, ihr Leute, wie das ende,
Rühren wir nicht selbst die Hände,
Jagen wir nicht selbst im Mai
Fort die fremde Teufelei
Nach der neusten Mode.

Ja der Mai, der Mai soll leben!
Stolz wird sich das Volk erheben,

„Berner hoch! und Nassau*) fort!"
Donnert's dann von Ort zu Ort,
Nach der neusten Mode.

„Ungehobelte Verse für ungehobelte Leute," wurden von einem wackern Mitgliede des „vaterländischen Vereins" geschrieben. Der Verfasser schilderte, ad naturam, den Unfug der hirnwüthigen Propagandisten und Revolutionsmacher, die sich die Schweiz zu ihrem Theater erkoren und wie die geißbärtigen Bierglasbarrikaden-Apostel ihre Wühlereien betrieben, wie der eine derselben gelehrt, es sei kein Gott, sein Gott sei er selbst und das Weinglas, und wie die Helden von Laupen und Murten gegen „Hecker und Struve" nur Zöpfe gewesen seien; zum Schluß die Warnung:

„Nur sachte, ihr Herrn; nicht zu kühn, nicht zu laut: denn es könnte das Blättchen sich wenden.
Ihr triebet es arg mit des Schweizers Geduld; geht endlich der Friede zu Ende,
So nehmen wir Gabel und Haue zur Hand und jagen euch all' aus dem Tempel;
Dann wird es ruhig, dann wird es still, dem spätern Geschlecht zum Exempel."

Das „Augenmerk" gab eben so bedeutungsvolle Winke, wie:

„O Volk, o Volk, o passe auf!
Und wend' dich ab vom schlauen Kauf!
Hast du den Hebel in der Hand,
So gib ihn nicht dem Schmeichlerstand!

Ihr Großen alle schaut und seht,
Wie es doch solchen stets ergeht.

---

*) Die radikale Regierungspartei wurde von den Konservativen insgemein „Nassauer" genannt, weil Professor Snell, dessen Tochtermänner Niggeler und Stämpfli sind, ein Nassauer gewesen ist.

Selbst Pharao mit seinem Heer
Ertrunken ist im rothen*) Meer.

Wie militärisches Kommando ertönte das: „Nassau fort!“

Hört Leute, was ich euch will sagen:
Für Nassau**) hat die Stund geschlagen;
Der fünfte Mai steht vor der Thür,
Dann heißt es: Nassau fort mit dir!

Wir wollen keine fremden Horden***),
Kein Pensionsversäufer mehr!
Das Schweizervolk ist mündig worden,
Braucht keiner fremden Leiter mehr.

Ihr wolltet bis zum Stiefelputzer,
Der Schweizerfreiheit Götter sein;
Nun, weg mit euch, ihr fremden Stutzer,
Und laßt die Schweiz ungschoren sein.

Denn wahrlich, es ist nicht erlogen,
Ihr habt uns tüchtig auspurgirt,
An Volkes Mark und Schweiß gesogen,
Drum: Vorwärts, Feldschritt, abmarschirt!

---

*) Anspielung auf die „rothe“ Republik der kommunistischen Socialisten in Frankreich und Deutschland, deren Agenten auch in unserm Lande seit einer Reihe von Jahren thätig waren und es noch sind. Ihr Wahlspruch ist: Es lebe Robespierre und die Guillotine!

**) Der für die neuen Großrathswahlen bestimmte Tag.

***) In Folge des badischen Aufstandes hatten sich über 10,000 badische Flüchtlinge, durch die Preußen verscheucht und gedrängt, auf Schweizerboden salvirt, wo sie von den Radikalen gut aufgenommen wurden; manche von ihnen sollen der Hoffnung gelebt haben, den schweizerischen Bundesrath zu sprengen. Unterdessen wurden sie als „politische Märtyrer“, (die bekanntlich das Kanonenfieber bekommen hatten), hier auf des Volkes Unkosten gefüttert. — Sie seien nicht hieher gekommen um zu arbeiten, erwiederten einige dieser pflastertretenden Strolche, als man ihnen davon sprach, sie sollten suchen, mit ehrlicher Arbeit ihr Brod zu verdienen. An des Guckkasten-Jenni's Leichenbegängniß fanden sie sich in Massen ein, wie wenn sie einem hochberühmten Heerführer die letzte Ehre erweisen wollten. Niemals hat Bern einen solchen traurigen Leichenzug gesehen!

Allein zum abmarschiren zeigten die Herren nicht sonderliche Lust und waren auf jegliche Weise darauf bedacht, ihren Anhang zu verstärken; deßwegen veranstalteten sie auf Sonntag den 3. März 1850 das s. g. Flöhboden-Essen, ein Zweckessen auf dem Exerzirboden der Kavalleriekaserne, zu 8 Batzen per Kopf, einen Schoppen Wein inbegriffen. Die eidgenössischen Wimpel und Fahnen flatterten auf dem Dach und an den Fenstern des ausgeschmückten Hauses. Der Zweck des Gastmahls war, den städtischen Handwerkerstand für die Regierungspartei zu gewinnen. Zweckreden und Toaste blieben nicht aus; ja es soll gar einer der Gäste, dem's im Gehirn nicht richtig gewesen, davon gesprochen haben, ob's nicht zweckmäßig wäre, den Aristokraten nicht nur die Zöpfe sondern die Köpfe abzuschneiden. Am folgenden Tag wurde daselbst blauer Montag gehalten und des Abends ein Ball, der den Zeitungen erbaulichen Stoff gegeben hat.

Während das Volk durch Wort und Schrift auf diese Weise über seine Zustände und die Wichtigkeit der bevorstehenden Maiwahlen in Kenntniß gesetzt wurde, beschlossen die Mitglieder der Opposition des Großen Rathes auf den 25. März 1850 eine Versammlung von Ausgeschossenen aus allen Theilen des Kantons nach Münsingen zusammenzurufen, um dort ein gemeinschaftliches Programm zu berathen und ein Centralkomité zu Leitung der Wahlen ernennen zu lassen. Als aber die Regierungspartei, die ersten Glieder der Regierung und des Obergerichtes an der Spitze in der Meinung, dieses durchaus gesetzliche Vorhaben stören und vereiteln zu können, auf den gleichen Tag und an den gleichen Ort eine Gegenversammlung zusammenberief und die radikalen Zeitungen das Volk aufforderten, in Massen

nach Münsingen zu kommen, da erging durch das ganze Land, unter den Gegnern der radikalen Herrscher der Ruf: „Auf, nach Münsingen!“ — Das Volk wollte seine Abgeordneten nicht allein ziehen lassen, sondern sie selbst begleiten. — Des Vaterlandes schwere Noth hatte endlich das lang gewohnte Stillschweigen gebrochen und es zeigte sich allenthalben, zu Stadt und Land und Berg und Thal, ein wahrer Drang den lang verhaltenen Klagen öffentlich Luft zu machen, im Kreise Gleichgesinnter. So mußte durch die Radikalen provozirt, aus dem anfänglichen beschränkten Plan einer Zusammenkunft von Abgeordneten aller bernischen Amtsbezirke eine großartige Volksversammlung werden. — Wie Signale der Hochwächter von Wartthürmen herunter, riefen in den konservativen Tagesblättern starke Stimmen das ganze Volk zum Aufsehen bei drohenden Gefahren, zum muthigen Aushalten und zum Marsch nach Münsingen!

Das „Münsingerlied“ ertönte:

Wohlauf, ihr Berner, getrost herbei!
Und ringt euch freudigen Muthes frei!
Die Hoffnung glänzt in jedem Blick;
Es blüht dem Land ein besser Glück.
  Erhebet die Hände empor!
  Ihr Berner, nun tretet hervor!

Es gilt zu zeigen vor aller Welt,
Daß fremdes Wesen euch nicht gefällt.
Wir wollen schlichte Berner sein,
Uns selbst regieren, wir allein.
  Erhebet die Hände empor!
  Ihr Berner, tretet hervor!

Es gilt zu retten aus kecker Hand,
Das schwer gefährdete Vaterland,
Daß ihm bescheidener Wohlstand blüht,
Kein ewiger Sturm es niederzieht.

Erhebet die Hände empor!
Ihr Berner, tretet hervor!

Es gilt zu bauen auf Gottes Schutz,
Vereint zu brechen den schnöden Trutz.
Wir üben unser gutes Recht,
Wer's schmählern will, dem geht es schlecht!
Erhebet die Hände empor,
Ihr Berner, tretet hervor!

Drum auf, ihr Berner, getrost herbei!
Voran, ihr Führer, und sprecht nur frei!
Wir horchen jedem biedern Wort,
Es findet seinen guten Ort.
Erhebet die Hände empor!
Ihr Berner, tretet hervor!

Mit dem Tag vor der Münsinger Versammlung begann die Hohwoche, die heiligste des Jahres; allein die Aufregung der Gemüther war so stark und allgemein, daß an diesem Palmsonntage der Abendmahlsbesuch in den Kirchen zu Stadt und Land ungleich weniger zahlreich gewesen ist, als er's sonst in ruhigen Zeiten war. „Münsingen“ war das dritte Wort, das man in den Häusern, im Familienkreise, in Gesellschaften und auf den Straßen hörte. Alles sprach von Münsingen. Als der große Tag anbrach — wer mag's beschreiben, welche Gedanken Hunderttausende von Herzen bewegten? —

Münsingen! grüße dich!
Grüße dich feierlich,
Auf diesen Tag!
Munter auf, wackres Bern!
Munter, von nah' und fern;
Kräftig erhebe dich,
Auf diesen Tag! —

Schließ' einen festen Kreis,
Treuvoll und Liebeheiß

Blickend auf Gott!
Er, der die Lüge haßt,
Seiner nicht spotten laßt,
Gottloses Drohen weiß,
Sei unser Hort!

Noch, der die Freiheit schützt',
Im Regimente sitzt:
Schaart euch um Ihn.
Jaget mit lautem Wort
Fremde Tyrannen fort,
Freche Verläumder mit
Gottlosem Sinn.

Arme Gerechtigkeit,
Flohest jetzt weit und breit,
Frei nur der Wicht!
Daß, wer für Wahrheit zeugt,
Nicht sich vor Nassau beugt, —
Bußen und Kerkersicht*),
Wollen wir nicht.

Ein solch Beamtenheer,
Wein und Besoldung schwer**),
Wollen wir nicht!
Daß man verheiße viel,
Aber mit frechem Spiel
Weiche von seinem Ziel,
Wollen wir nicht!

Wenn man am eignen Heerd
Fremde Rebellen nährt***),

---

*) Hindeutung auf viele achtungswerthe Männer, u. a. auch der die sich gegen Dr. Zellers Berufung auf eine der Regierung mißfällige Weise ausgesprochen haben, zu Bußen und Gefangenschaften verurtheilt worden sind.

**) Die in Folge des Freischaarenzugs neu gewählte Bernerregierung hatte dem Volk alle möglichen Erleichterungen versprochen und ihre Staatsverwaltung damit angefangen, sich selber die bereits schon hohen Besoldungen noch zu erhöhen und die Kneipen zu vermehren.

***) Anspielung auf die nassauischen Gebrüder Snell und auf die

Mit seinem Schweiß!
Mehrt das des Armen Brod?
Wehrt das der Arbeitsnoth?
Leichtert's die eigne Last
Auf diese Weis?

Stehe mit festem Sinn,
Heute zur Wahrheit hin,
Sonst ist Gefahr!
Siehe mit Bernermuth
Zu dem verletzten Gut;
Freiheit und Biedersinn,
Unwandelbar!

Am 25. März 1850, dem Mariaverkündigungstage, um 7 Uhr Morgens, versammelten sich die konservativen Stadtberner auf dem Kornhausplatze, zum Abmarsch nach Münsingen, keine andern Waffen in den Händen tragend als einen tüchtigen Reisestock. Es war eine eisige Kälte, Sturm und Schneegestöber, bisweilen konnte man auf zehn Schritte vor sich hin nichts deutlich wahrnehmen; allein der unfreundlichen Witterung und der für Fußgänger beschwerlich gewordenen Straßen achteten die wackern Männer nicht; auch ältere, greise Leute, unter denen manche von schwächlicher Gesundheit, setzten sich dießmal über die Besorgniß von Schnupfen und Flußfiebern weg und hätten bloß durch wirkliche schwere Krankheit abgehalten werden können, an der Ehre des Tages Theil zu nehmen. Unter Anführung des Oberst Kurz, mit roth und schwarzen Bernerfahnen, deren eine im März 1798 die Berner zum Siege nach Neueneck geführt hatte, bewegte sich der Zug in dicht geschlossenen Reihen stadtabwärts

---

Masse vertriebener Ruhestörer aus andern Ländern, die sich auf Schweizergebiet eingenistet haben und sich namentlich zu Bern gar wohl befanden.

und erhielt schon während des Durchmarsches durch die Stadt steten Zuwachs von einzelnen, die aus ihren Häusern traten und sich anschloßen und von mehreren, die truppenweise zusammen aus den Nebengäßlein zu der Kolonne stießen. Die Gesichter der Abziehenden sahen sehr ernst aus, kein lauter Jubel wurde gehört. An den Fenstern sahen Mütter, Gattinnen, Schwestern und Kinder, manche unter ihnen thränenden Auges, dem Abmarsch zu. Verschiedene Gerüchte von geheimen Bewaffnungen der Regierungspartei*) waren geeignet, mancherlei Besorgnisse zu erregen. — Die Züge aus

*) Es war kein Geheimniß mehr, daß manche Radikale sich mit eisernen Schlagringen versehen hatten und einer Art Schlagwaffe, die aus einer an fischbeinernem Handgriff befestigten eisernen Kugel bestehend, vielfach schon in den Straßenkämpfen zu Paris bei mörderischen Schlägereien gebraucht worden sei; auch sprach man davon, die Radikalen hätten zu Münsingen Kanonen versteckt. „Sie werden sie allerhöchstens zu einem einzigen Schusse brauchen, wenn sie Lust zum Schießen haben sollten" — sprach ein Konservativer. — Indessen, obgleich sich unsere muthigen Freunde und Brüder das Wort gegeben hatten, jede Veranlaßung zum Streit so viel möglich zu vermeiden, war man auf Alles gefaßt. Als Tags zuvor eine Tochter einem Manne an der Spitalgasse zugeredet hatte, er solle mit den Konservativen ziehen und dieser erwiederte, es könnte daselbst wüste Händel geben, tröstete ihn die wackere Bernerin: man habe auch dafür gesorgt, allfällig Verwundete mit Fuhrwerken nach der Stadt zu bringen. Ja, aber... setzte dieser hinzu, es könnte noch anderes geben, als nur Verwundungen! — Es ist uns von glaubwürdiger Seite versichert worden, daß manche wohlbesonnene Hausväter, denen Niemand Feigheit vorzuwerfen wage, Abends vor dem Münsingertage ihre letzten Willensverordnungen gemacht hätten, durch den Beweggrund geleitet: wenn die Gegner sich zu Münsingen in größerer Zahl sehen sollten, so gebe es unter ihnen solcher, die zum Aergsten fähig wären und bei einer so großen Aufregung und Erbitterung würde dann Mord und Todtschlag entstehen. Unterdessen war

dem Jura, dem Seeland und der Umgegend Bern's hatten sich in der Hauptstadt gesammelt zum gemeinschaftlichen

---

auf den Thürmen in der Stadt und den Anhöhen auf dem Lande für den Signaldienst gesorgt, so wie zwischen Münsingen und Bern für einen schnellen Staffetendienst, letzterer, damit das in der Hauptstadt zurückbleibende Komité, welches im Storchen seine Sitzungen hielt, vom Gang der Verhandlungen ununterbrochen in Kenntniß gesetzt bleibe. Wenn der Landfriede durch Thätlichkeiten gestört worden wäre und die Gegner auf solche Weise den von ihrem guten Rechte Gebrauch machenden Männern durch meuterische Anfälle das Heft in die Hand gegeben hätten, so hätten diese davon, kraft des Rechts der Nothwehr, einen Gebrauch gemacht, der den Friedensstörern einen zweiten Versuch gewiß verleidet haben würde. Für die Versammlung zu Münsingen war im Lager der Konservativen ein Platzkommandant erwählt, der beim Ausbruch eines Kampfes denselben geleitet hätte; unter seinen Befehlen standen die Führer der Kolonnen sammt ihrer Mannschaft. Von der, bis auf den letzten Mann vertheidigten Rednerbühne aus, wäre die Leitung des Kampfes geschehen; — beim ersten Hornstoß, der der Volksversammlung die Achtung auf den Hauptführer geboten hätte, wäre auch das erste Zeichen, sich auf den Kampf gefaßt zu machen, gegeben worden; beim zweiten hätte man sich, als Kennzeichen, ein weißes Tuch in Form eines Bandes um den linken Arm gebunden und der dritte Hornstoß wäre das Zeichen zum Angriff selber gewesen. In der Stadt hätten die Konservativen den Kampf mit Waffen aller Art furchtlos aufgenommen, wenn sie durch Gewaltthätigkeiten der Radikalen gleichsam dazu genöthigt worden wären und, im Fall der Noth, hätten auch die Handwerker ihre Werkzeuge, die Metzger ihre Schlachtbeile, die Zimmerleute ihre Aexte und Spundhacken bei der Hand gehabt. Man war entschieden. Wahrscheinlich wären, wie wir erzählen gehört, die Zugänge zu einzelnen Gebäuden der Stadt, auch zu solchen, in denen sich die Gegner hinlänglich sicher geglaubt hätten, durch Barrikaden abgeschlossen worden. Wir sagen absichtlich: „Wahrscheinlich" — denn da wir zur selben Zeit nicht zu Bern waren, können wir nur von dem berichten, was wir seither gelegentlich

Abmarsch. Etwas später folgten die von Laupen und Aarberg. Aus den entferntern Gegenden des Kantons, vom Oberhasli, Oberaargau, Obersimmenthal und obern Emmenthal hatten die Kolonnen schon Tags zuvor den Marsch angetreten. Niedersimmenthaler, Thuner, Seftiger und Konolfinger zogen auf den nächsten Straßen dem Versammlungsorte zu. Als der unabsehbare Zug von Bern des Morgens zwischen 10 und 11 Uhr in Münsingen anlangte, schien die Leuenmatte *) bereits fast überdeckt von den früher angekommenen Männerschaaren und ein vieltausendfaches donnerndes „Berner hoch!“ ertönte aus den Volksmassen, die sich bereits auf der Leuenmatte eingefunden, herab und von der ankommenden Kolonne herauf, aus den dicht gedrängten Reihen.

vernommen haben und geben auch deßwegen unsere Mittheilungen nicht für einen, auf juridische Beweise gegründeten, Rapport dem Leser hin.

*) Sie trägt deßwegen diesen Namen, weil sie zu dem an der Hauptstraße gelegenen Wirthshaus zum Leuen gehört. Gegen Mittag ist sie von der Straße begrenzt, deren entlang sie ein wallähnliche Absenkung hat, gegen Sonnenaufgang scheidet ein Fahrweg sie von der benachbarten Bärenmatte, an deren südwestlichen Winkel die Wirthschaftsgebäude „zum Bären“ liegen. Nordwärts ist die Leuenmatte wieder mit einem mit der Thunstraße beinah parallel laufenden Wege begrenzt und westwärts durch einen Zaun. Von der großen Straße gegen ihre nördliche Begrenzung ist die Matte in ansteigender Lage. An die Abendseite des Leuenwirthshauses stößt ein gegen die Straße mit einer Mauer befestigter Küchengarten und an diesen ein Baumgarten, auf dessen Nordseite die Rednerbühne errichtet war; dieselbe hatte also im Rücken den Baumgarten und vor sich die, amphitheatralisch ansteigende Leuenmatte. Der Standpunkt zur Errichtung der Rednerbühne war in mehr als einer Hinsicht gut ausgewählt, hauptsächlich auch deßwegen, weil von hier aus die Redner am besten von der Volksversammlung verstanden werden konnten. Die Rednerbühne der Radikalen stand fast mitten in der Bärenmatte.

Die Radikalen marschirten etwa eine Stunde später von Bern nach Münsingen ab. Augenzeugen versichern, der Marsch durch die Stadt hätte eher einem buntscheckigten Fastnachtszug als einer Abreise zu einer Volksversammlung verglichen werden können; eidgenössische Fahnen sammt einer Menge der verschiedenartigsten Fähnlein hätten darin geflattert, roth und schwarze Kantonalfahnen hätten sie keine gehabt; — voran jedoch die Stadtmusik und im Zuge selbst läppischer Mummenschanz! Mit Widerwillen hätte man an der Spitze dieses prozessionsähnlichen Ausmarsches die Großwürdenträger des Bernervolkes bemerkt, die an diesem Tage füglich hätten zu Hause bleiben können, weil die bevorstehenden Maiwahlen die Veranlaßung zu der Münsinger Volksversammlung gewesen seien und daher der Verdacht nicht ausbleiben konnte, so hoch besoldete Staatsbeamte möchten nicht bloß bewogen gewesen sein, aus uneigennützigen, patriotischen Absichten, sondern eher wegen klingenden Beweggründen an diesem Jammerzuge Theil zu nehmen. Aus gleichen Ursachen hätten sich auch manche Regierungsstatthalter und Gerichtspräsidenten dem Zuge angeschlossen. Auch einige Professoren der Hochschule, wahrscheinlich in Besorgniß, wenn das radikale Regiment aufhören sollte, sie möchten ihre allergnädigste Entlassung bekommen und dann an keiner wissenschaftlichen Anstalt auf dem Erdboden mehr als Hochschullehrer angestellt werden können. Denselben folgte eine Masse von Schulleuten, wie sich deren aus allen Landestheilen auf der Bärenmatte eingefunden hatten; nicht lange vorher hatte einer derselben eine Art öffentlichen Aufrufes ergehen lassen, in dem es unter anderm hieß: „Ihr Volkslehrer! erinnert euch, wie es den Kana-

nitern ergangen ist, als Josua mit den Israeliten in ihr Land einrückte!« — Der Schulmann wollte mit dieser Vergleichung seinen Kollegen ungefähr so viel sagen: »Wenn die Konservativen Meister werden, ade dann mit unsern Hoffnungen auf höhere Besoldungen und größeres Ansehen, ade dann mit unsern Erwartungen, daß wir Aspiranten auf das Vermögen der Kirchen werden können, wie dieß eigentlich für Volkslehrer sich schickte. — Wie ist Josua mit den Kananitern unbarmherzig verfahren, hat er sie nicht beim Einfall in ihr Land mit Stumpf und Stiel ausgerottet, weil er sie für gänzliche Heiden gehalten. O, ihr lieben Volkslehrer, seid auf euerer Hut, denn bereits wünschen viele Tausende zu Stadt und Land uns weg.« — An dem Zug der Radikalen, berichten ferners Augenzeugen, habe man ganze Sängervereine sammt ihren fliegenden Fähnlein gesehen. Gesellschaften die, um sich im Singen zu perfektioniren, von der Regierung auf Kosten des Volks mancherlei bedeutende Unterstützungen in baarem Gelde erbettelt und hingenommen hatten; auch eine Masse von Fürsprechern, Rechtsagenten, Ober- und Unterweibeln und Schreibern sei mitgegangen, wahrscheinlich in Besorgniß daß, wenn die radikale Regierungspartei durchfiel, so würde die vom Volk dringend gewünschte Vereinfachung der Gesetze, Schmälerung der Schreibertarife und Sporteln, Abkürzung des theuern Prozeßgangs doch einmal eintreten; neben ihnen habe man auch sonderlich viele Pintenwirthe bemerkt und Studenten mit kühnem Haarwuchs und schrecklich anzuschauenden Prügeln. Diese sahen durch die Gefährdung des radikalen Regiments ihre ganze Laufbahn bedrohet — die Aussicht verschwunden auf die weichen grünen Sitze des Großen Raths, des Regie-

rungsrathes, des Obergerichts, der Regierungsstatthalter- und Gerichtspräsidentenstellen, Fürsprecher- und gar Bundesrathsstellen, zu denen unter Beibehaltung der radikalen Herrschergewalt das bloße Zeugniß: „Er ist Snells Schüler gewesen“ — die allerbeste Empfehlung geblieben wäre; die sogenannte „Gesinnungstüchtigkeit“ galt bekanntlich bei den Radikalen weit mehr als gründliche, wissenschaftliche Bildung. — Wegknechte mußten auf höhern Befehl mitziehen; auch tief verschuldete Leute sah man am Zuge, deren Vermögen unter Null stand und die für empfangene Staatsgelder, oder verpachtete Staatsdomänen die Zinse nicht bezahlen konnten*) und sich bei diesem Ehrenanlaße den Hochmögenden, als gute Patrioten bestens zu empfehlen suchten, damit der Betreibung nicht ihr Lauf gelassen würde. — Endlich viele, die aus verwandtschaftlichen Gründen und damit dieser oder jener am Brett bleibe und seine Gläubiger nicht alle Hoffnung auf Befriedigung aufgeben müßten. Man hatte Beispiele, daß radikale Angestellte in Häusern, die ihnen nicht gehörten, Hausbewohnern mit Aufkündung des Miethzinses gedroht haben, wenn sie nicht mit den Radikalen nach Münsingen ziehen würden. Beim Auszug der Kolonne seien in der Stadt gebliebene Zuschauer zum Lachen und Weinen

*) Aus vielen Beispielen nur Eines: Seit 1847 schuldete ein Pächter dem Staate Fr. 8992. 90; statt zu bezahlen, hinterlegte er eine Obligation von Fr. 4000, aber auch für diese bezahlte er keinen Zins. Höhern Orts entschuldigte man ihn, er habe den Ertrag seines Pachtgegenstandes vermehrt und sich dadurch geschadet; als man aber das Gut wieder ausleihen wollte, fand sich's, daß es ausgesogen war; dennoch ließ die hohe Behörde es dabei bewenden, weil der Pächter „ein guter Patriot,“ d. h. gut radikal sei.

gleich gestimmt gewesen, die Buntscheckigkeit hätte sie beinahe an die Zeiten der großen Völkerwanderung erinnert, indem sie ein Detaschement derselben zu sehen geglaubt hätten.

Die Konservativen marschirten, acht Mann hoch, in geschlossenen Reihen, so ernst und schön, daß ein zusehender Flüchtling, ein ungarischer Husar, Freudenthränen vergoß; die Radikalen höchstens zu vier Mann hoch, öftere Lücken lassend; — aus Besorgniß, einzelne Trompeter oder Tambours möchten sich mit ihren militärischen Zubehörden als Spielleute dem Zug der Konservativen anschließen, waren ihnen die Instrumente, wie man erzählte, entweder abgefordert worden, oder die Betreffenden wurden auf den 25. März zum Eintreten in den Garnisonsdienst aufgeboten. Zu Münsingen mußten beide Züge, der konservative, um von der Leuenmatte, der radikale, um von der Bärenmatte Besitz zu nehmen, über denselben Weg aufwärts marschiren, der diese beiden Matten scheidet. Zwischen den Eingängen in dieselben stand auf dem Scheideweg ein kräftiger Mann als Wegweiser; wenn einzelne kleinere Züge ankamen, rief er den Kommenden ihren Versammlungsplatz mit der Hand weisend: „Berner hier, Nassau dort! Allgemeine Heiterkeit erregte es auf der Leuenmatte, als ein großer Zug angelangter Konservativer, aus Versehen sich auf die Bärenmatte verirrt hatte und den Irrthum wahrnehmend sturmstreichs herüber auf die Leuenmatte kam.

Mehr als zwölftausend konservativ gesinnte Männer aus allen Theilen des Kantons standen, als Gegner der radikalen Regierungspartei, in brüderlicher Eintracht auf der Leuenmatte, und es begann, unter Absingung des Nationalliedes: „Rufst du, mein Vaterland!“ die in der Geschichte

des Bernervolks ewig denkwürdige Volksversammlung. Da dieselbe wahrheitsgemäß von kundiger Hand beschrieben worden ist und durch den Druck im ganzen Lande verbreitet worden, so weisen wir den werthen Leser auf die von uns als urkundliches Aktenstück betrachtete Schrift, welche den Titel führt: „Erinnerung an den 25. März 1850. Allen an jenem denkwürdigen Tage auf der Leuenmatte zu Münsingen versammelt gewesenen Bernern gewidmet.“ Bern, gedruckt in der Haller'schen Buchdruckerei. — Im Vorwort dieser getreuen Darstellung übergeben mit ihrer Namensunterschrift, die hochachtungswürdigen Männer des Komité solche ihren Mitbürgern. — Wir enthalten uns daher hier des ausführlichern Berichtes über die Verhandlungen der Volksversammlung und betrachten bloß die Hauptmomente derselben. Herr Röthlisberger-Anderegg von Walkringen eröffnete die Versammlung mit den Worten: „Wir wollen Freiheit, gleiche Rechte für Alle!“ — Auf seinen Vorschlag wurde Herr Oberstlieutenant Straub von Belp, der schon 1831 an diesem Ort gestanden, um gegen die alte Aristokratie zu kämpfen und nun ein Gleiches that gegen die neue, zum Präsidenten der Versammlung erwählt. Nun trat Herr Hans Schnell von Burgdorf vor, sein alterndes Haupt entblößend, bezeugend wie, seitdem auch er im Jahr 1831 in Münsingen gestanden, nicht er sich verändert hätte, sondern Vieles in seinem Vaterlande verändert worden sei, wie der Boden auf den er sich damals hier gestellt, ihm nicht rechtlich eingeräumt gewesen sei, die damalige Volksversammlung nicht auf gesetzlichem Boden gestanden hätte, weil zur selben Zeit die Verfassung das Vereinsrecht nicht anerkannte. Recht

beherzigenswerth waren die Mittheilungen über seine eigenen Lebenserfahrungen und die Vergleichung zwischen der edlen Handlungsweise der alten aristokratischen Regierung, die ihre obrigkeitliche Gewalt niedergelegt, weil sie das Vertrauen des Volks verloren zu haben glaubte und der derzeitigen Regierung, die aus dem Volke hervorgegangen und zur bloßen Partei herabgesunken sei. Gleiches Recht für Alle, das Festhalten an unserem christlichen Glauben und Freiheit, das sei's, was er für sich und das ganze Volk begehre. „Im Mai, wenn die Kirschen blühen," so schloß er seine kräftige Ansprache," dann wählet ehrbare, rechtliche Männer, die auch im Stande sind ihrem eigenen Haushalte wohl vorzustehen — und jetzt behüte euch der liebe Gott!" — Nun trat, in sichtbarer Rührung und Gemüthsbewegung, Herr alt-Landammann Blösch vor. Mit überzeugender Macht der Rede stellte er die gegenwärtigen Zustände unsers Volkes dar, zuerst in seinen eidgenössischen, dann in den kantonalen Verhältnissen; welche Zerrüttungen der Parteigeist in beide gebracht, wurde mit schlagenden Beweisen gezeigt, bei der Berührung der Verhältnisse unsers Volkes zum Ausland wurde erwähnt, wie sich seit 1834 bald heimliche, bald öffentliche Einmischung fremder Intriganten, ohne diplomatischen Charakter und ganz besonders in den letztverflossenen Jahren, wie ein rother Faden, durch die Geschichte des Vaterlandes gezogen, den Zweck zu erreichen, dasselbe zum Werkzeug einer ausländischen Propaganda zu machen. Mit tiefprüfendem Scharfblick sprach er hierauf über unsere gegenwärtigen Volkszustände, über das Armenwesen und die zweckmäßigsten Mittel, den kommunistischen und socialistischen Umtrieben zu wehren, die laut predigen

durften, das Eigenthum sei Diebstahl; er wies nach, wie die Grundbedingung auch des öffentlichen Wohlstandes die Sicherheit des Eigenthums sei und wie durch Beförderung der Arbeitsamkeit und der Sparsamkeit den Armen am besten geholfen werden könne; — ferner sei die Vereinfachung des ganzen Staatshaushaltes und der Gesetzgebung dringendes Bedürfniß; — bei der Schilderung der Schul- und Kirchenverhältnisse wurde nachgewiesen, wie man darauf bedacht sei, die Schule von der Kirche zu entfremden, wie Jahre lang dem irreligiösen, gotteslästerlichen Preßunfug zugesehen wurde. Wer den sehr gehaltreichen Vortrag gehört hatte, mußte die Ueberzeugung gewinnen in Vergleichung der Volkszustände von 1831 und 1846: — daß früher wenig Freiheit und viel Ordnung — jetzt viel Freiheit und wenig Ordnung vorhanden war. Freiheit **und** Ordnung ist der Gedanke, der dem Programm zu Grunde lag, dessen Grundsätze dieser Redner in äußerst gehaltreichem Vortrag auseinandersetzte und der Volksversammlung zur Annahme empfahl, woraufhin dasselbe in feierlicher Erklärung angenommen wurde.

Während Herr Blösch sprach, bewegte sich die Kolonne der von der Stadt herkommenden Radikalen unten durch auf die Bärenmatte, unterdessen ihre Musik das französische Revolutionslied, die Marseillaise, spielte, wodurch jedoch die Aufmerksamkeit auf die erwähnte Rede nicht gestört worden ist. — Wie geringfügig erschien den Männern auf der Leuenmatte dieses Musiciren gegenüber den hochernsten Angelegenheiten des Vaterlandes, von denen sie hörten! —

Nun hielt Herr **Dr. Tièche**, Namens der Gesinnungsgenossen aus dem Jura, eine Ansprache, sich zu den Grundsätzen des eben angehörten Vortrages und des angenomme-

nen Programms bekennend und schloß mit einem „Berner hoch!“ in welches die ganze Volksversammlung jubelnd einstimmte.

Zum Schluß der Verhandlungen trat noch Herr Nationalrath Fischer von Reichenbach vor und bot mit tiefbewegter Stimme als Alt-Berner den Männern des neuen Berns herzlichen Gruß und treuen Handschlag, nachdem seit langer Trennung endlich Stadt und Land hier sich wieder gefunden haben. Erst dann, bezeugte er mit Recht, komme es bei uns wieder besser, wenn der alte Streit zwischen Stadt und Land zu Grabe getragen sei und wir in Lieb und Leid fest verbunden, in guten wie in bösen Tagen Alle zusammenstehen. — Die alten Rechte hat der Strom der Zeiten weggenommen, sie sind auf immer dahin, aber die alte Liebe und der alte warme Herzschlag, die alte Bernertreue und die alte Volkskraft sollen nimmer untergehen! — Die Freiheit möge aufblühen, das neue Bern möge groß, stark und geachtet werden, wie weiland das alte Bern.

Auch diesem Manneswort so wie den übrigen auf der Leuenmatte an diesem Tage gehörten, wurde durch den freudigsten Zuruf der Menge die Zustimmung aller Anwesenden gegeben.

Der Präsident der Volksversammlung erklärte jetzt die Verhandlungen als geschlossen und ermahnte, daß der Heimmarsch eben so ruhig und würdig geschehe, wie der Hermarsch gewesen war. Mit wahrem Hochgefühl wies er von der Rednerbühne aus auf die vor ihm versammelte „Macht“ und auf das „Tschüppeli,“ welches er da drüben erblicke, und die, an Kraft und Anzahl denjenigen die auf der Bärenmatte standen, weit überlegenen Männer der Leuenmatte

warnte er deßhalb um so eindringlicher vor jedem Anlaße eines Zusammenstoßes mit den schwächern Gegnern. Im Maimonat aber, so schloß er, dann möchten sich Alle wiederum eben so rüstig in den Wahlgemeinden einfinden, um endlich wieder einmal haushälterischen, ehrbaren, christlichen und einsichtsvollen Männern ihre Stimme zu geben.

Herr Platzkommandant Knechtenhofer von Thun brachte „dem Vaterlande" ein Lebehoch. Unter diesem weithin schallenden Rufe zogen die Kolonnen, wie sie gekommen, wieder ab und kehrten geordnet ihrer Heimath zu.

Von den Verhandlungen, die auf der Bärenmatte stattgefunden, können wir nicht viel melden; als diejenigen auf der Leuenmatte begannen, sah man auf jenem andern Versammlungsplatze nur zwei große Fuder Wein und einige mit dem Tribünengerüste beschäftigte Arbeiter. Unbetheiligte, dem Kanton Bern nicht zugehörende Leute, welche die Reden gehört, die auf beiden Matten gehalten worden sind, bezeugten, die Anzahl der Radikalen wäre nicht halb so groß gewesen wie diejenige der Konservativen und man hätte bald, sowohl am Inhalt der Reden, als an der Art wie sie vorgetragen worden seien, merken können, auf welcher Seite die gesunde Vernunft und größere Staatsweisheit gewesen sei. Der Regierungspräsident Stämpfli sei aufgetreten und habe sich darüber beschwert, man werfe ihm vor, er habe die Finanzen vergeudet, aber er werde sich in einem Bericht rechtfertigen, den er, (versteht sich auf des Volkes Kosten,) in 25,000 Ex. gedruckt unters Volk werde austheilen lassen *). Auch Staatsschrei-

*) Der versprochene Bericht ist wirklich erschienen und von dem Oberländer Anzeiger: „Ein Heft Gedichte auf die Maiwahlen" genannt worden. Sehr interessant ist die, im Sommer dieses Jahres von

der Weiermann, gewesener Pfarrer in Baselland und zu Gsteig bei Interlacken, trat als Redner auf; deßgleichen Professor Henne und der Bausekretär Wäber.

Etwa um 3 Uhr Nachmittags langte der Zug der Konservativen, der, seit seinem Ausmarsch aus der Stadt, von Stunde zu Stunde Zuwachs erhalten hatte, wohlbehalten und in schönster Ordnung wieder zu Bern an. Nun allenthalben fröhliche Gesichter; von den Fenstern wurden die Ankommenden mit wehenden weißen Tüchern begrüßt *). Auf dem Bärenplatz entließ Herr Oberst Kurz die Kolonne mit dem Zuruf: „Im Mai sehen wir uns wieder!" —

Wäre die Anzahl der Konservativen weniger zahlreich gewesen, als diejenige der Radikalen, wer weiß was zu Münsingen geschehen wäre; wenn die Versammlung der letzteren glänzend ausgefallen wäre, so hätten sie sehr wahrscheinlich die zu Münsingen in Bereitschaft gehaltene 90 Fuß lange Tanne **) als Freiheitsbaum aufgestellt und wer weiß, was daran aufgehängt worden sein würde, um ihn zu schmücken.

Herrn Finanzdirektor Fueter dem Großen Rath gegebene und hierauf durch den Druck veröffentlichte Beleuchtung über die Finanzen des Kantons Bern. Die letztere sehr lesenswerthe Schrift sollte von jedem Staatsbürger mit der ersteren verglichen werden.

*) Man erzählt, an der Kreuzgasse hätte der alte Professor Snell, zubenannt der Nassauer, mit grimmig entstelltem Gesichte dem Zuge zugeschaut, während er von vorüberziehenden jungen Leuten den Zuruf: „Berner hoch — Nassau fort!" habe wiederholt hören müssen; einer der Mitziehenden sei bei'm Anblick des Alten fast außer sich vor Zorn gerathen und habe zu seinem Nebenmann gesagt: Soll ich dem . . . . ? — „Laß den armen Tropf ruhig," habe dieser geantwortet und somit unterblieb jede weitere Beleidigung.

**) Neben der Tribüne auf der Bärenmatte befand sich ein 5 Fuß tiefes Loch, offenbar eingerichtet zur Aufstellung eines Baumes.

Etwa 6 Uhr Abends war der Zug der Radikalen auch wieder in der Stadt angelangt, nachdem sich seit seinem Ausmarsche am Morgen die Anzahl der Mitziehenden sehr bedeutend vermindert hatte. Manche rollten bei der Nydekbrücke ihre Fahnen auf und zogen vereinzelt durch die hintern Gassen heim. In Muri war eine Schlägerei vorgefallen; als einige zurückgebliebene Konservative sich vor wuthschnaubenden Gegnern in eine Tenne geflüchtet, soll man von Außen eine Stimme gehört haben, die aufgefordert hätte, die Hütte in Brand zu stecken. Bei der Nydeckbrücke wurden von Buben und Dienstmägden mehrere Zurückkehrende mit Schneeballen und Spottnamen empfangen. Schwer mußte beim goldenen Adler ein Knabe büßen, der den Einziehenden „Nassauer" entgegengerufen hatte, einer derselben schmiß ihn mit wüthender Rohheit aufs Gassenpflaster nieder. Der ungarische Husar, welcher sich über den stattlichen Marsch der Konservativen so sehr erfreut hatte, rief den Radikalen zu, sie sollten doch in geschlossenen Gliedern ordentlich marschiren, die „andern" hätten's besser gemacht. Halt's Maul! riefen jene ihm zu. — Anderswo wurde ihnen zugerufen: „Mein Klaret ist noch nicht fertig!" —

Es war fast unvermeidlich daß, nachdem die Mannschaft entlassen worden war, nicht zwischen einzelnen sich begegnenden Gegnern Reibungen und Streit entstehen mußte; an verschiedenen Orten in der Stadt entstanden des Abends und während der darauf folgenden Nacht Schlägereien; ein von einem Radikalen im Vorbeigehen beleidigter Student, von ungewöhnlicher Körperstärke, faßte den Uebermüthigen mit der einen Hand beim Bart, mit der andern an der Hüfte und warf ihn, wie auf einen Metzgerschragen,

auf einen Beckerstand hinauf, wo er ihn festhielt bis er zahm und bescheiden geworden war. Ernstere Händel trugen sich beim Webern-Zunfthause zu, dem Lokal des Museums, dessen meiste Mitglieder der konservativen Partei angehörten; die Gegner machten Miene die verschlossene Thüre mit Gewalt aufzusprengen; auf der Gasse sammelten sich eine Menge von Leuten, die theils auf der Leuenmatte, theils auf der Bärenmatte gewesen waren, zwischen den sich sammelnden Gegnern floß der Stadtbach. Endlich und kaum noch zu rechter Zeit um einen Ausbruch zu verhindern, rückte der Militärdirektor Funk mit einem Detaschement Soldaten vom Zeughause her zwischen die Parteien, worauf kein Zusammenstoß mehr erfolgte.

Ob der Regierungsrath aus Furcht vor den Folgen des Münsingertages die darauf folgende Nacht im Zeughause zugebracht habe, können wir nicht mit Bestimmtheit sagen, wohl aber dieß, daß für eine volksthümliche, ächtvaterländisch gesinnte Obrigkeit nicht Wälle und Mauern, sondern die Brust freier, treuer Bürger die festeste Schutzwehr sei.

Mit außerordentlicher Schnelligkeit verbreitete sich die frohe Kunde von den Ereignissen des Münsingertages übers ganze Land. Auf ihrem Heimmarsch gab's unter den Landleuten an einigen Orten, wie in der Nähe von Thun, im Seeland, Obersimmenthal, im Jura, blutige Händel. Zu Unterseen, im Städtchen, rief einer den in schöner Ordnung heimkehrenden Oberhaslern zu: „Und jetzt? habt ihr die Regierung hinunter gethan?“ — Nein, antwortete einer aus dem Zuge, wir haben sie nur vorläufig eingenäht und wollen sie im Mai so weit hinunter thun, daß sie nicht leicht

wieder heraufkommen soll!" — Zu Matten bei Interlacken hielten die Leute einen Umzug mit einer bekränzten schönen Kuhheerde, vor welcher her ein wüstes, krauses Rind getrieben wurde, das den Radikalismus vorstellen sollte, hintennach lachende und jauchzende Hirtenknaben.

Aber weit wichtigere Folgen dieses merkwürdigen Tages zeigten sich unterm Volk und machten sich geltend. Die Zahl der mit der Regierung unzufriedenen Partei wuchs täglich zu Stadt und Land und ließ sich nicht mehr einschüchtern. Die seit 1831 vielfach gebrauchte, nunmehr abgenutzte Taktik, das Landvolk mittelst stets erneuerter Aufreizung gegen die Stadt Bern in politischer Aufregung zu erhalten, war offenkundig geworden und die konservativ gesinnten Staatsbürger des ganzen Kantons hatten ihre Stärke kennen gelernt und waren zur Ueberzeugung gelangt, daß nur Eintracht stark macht. Die Opposition war nun förmlich organisirt und auf der Leuenmatte war dem Komité der Konservativen der Wille der Anwesenden kund geworden, von nun an möchte dasselbe die Leitung der Wahlbewegung des Bernervolks übernehmen. Das war die Frucht des Münsingertages! —

Bald erschien ein „Berner-Volkslied zur Erinnerung an den 25. März 1850."

Zell' mer Benzli, was ist gange,
Ha's nit Alles recht verstange,
Z'Münsige am Frauetag?

Der Benzli antwortet:

Ja, i will di gern cho b'richte,
Ueber sellig schöni G'schichte,
Die mir besser g'falle hei
Als mer vieli g'falle wei.

Nun berichtet er treuherzig, wie d's „Tschüppeli“ sich mit Kniffen und Lügen den Sieg des Tages habe zuschreiben wollen; wie diese freche Rotte seit vier Jahren das verblendete Volk am Gängelband geführt habe, wie „Gauner und Fötzel“ diejenigen gescholten worden seien, welche jene undankbaren fremden Flüchtlinge aufgenommen und genährt haben, wie falsche Freiheitsapostel uns das Stimmen bei den Wahlen hätten verleiden mögen. Der Schluß lautet:

Wenn im Meie d'Chirsi blüie
Soll die Saat vom Merze trüjie!
Ja, dem Chnabe Absalom
Zahlt me de si rechte Lohn.

Alli Berner heigi zäme!
D'Störefriede weimer lähme!
Berner hoch und Nassau fort!
Syg' jetz üses Losungswort! —

Hans Schnells auf der Leuenmatte ertheilte Aufmunterung, im Mai wenn die Kirschen blüh'n, sich munter bei den neuen Großrathswahlen einzufinden, veranlaßte das humoristische Gedicht: „Der Chirsbaum.“

Im Meie, we der Chirsbaum blüit
U d'Matte grünt u d's Chueli drüit,
De wei mer o is füre la
Und einisch o 'ne Festtag ha.

U d'Chirse, die si roth u schwarz
U chläberig ist d's Chirseharz;
D'rum müeße alli Bernerlüt
Fest zäme ha, süst nützt es nüt.

Nachdem von den sauern Kirschen mancher Fremde Bauchweh bekommen haben mag, wird ihm der gutgemeinte Rath gegeben, mit dem „entschiedenen Fortschritt“ das

Weite zu suchen, nach Nassau oder gar nach England zu wandern und dort neue Spekulationen zu unternehmen:

Dort git es Tinte und Papier
U Gauche gnue für euers G'schmier,
U säget ne, wie's gange syg,
Im Meie z'Bern bir Süberig.

Drum soll bim ächte Bernerma
Der Chirsbaum hoch in Ehre stah;
Er bringt, so Gott will, üs der Sieg
Im achtzehn hundert füfz'ger Krieg.

In der Zeit vom 25. März und 5. Mai wurden verschiedene Manövers ausgeführt, mittelst welcher die augenscheinlich gefährdete Rathssessel-Assekuranz wieder möglichst in etwas konsolidirt werden möchte. Hiezu schien folgende Gelegenheit erwünscht zu sein. Den Herren auf dem „Rathhaus, wo man trinkt" schien's, als verzögerten die Stadtbehörden absichtlich den Bau des Bundesrathhauses; es wurde daher diesen von der Regierung ein Termin gesetzt, bis zu welchem der Entschluß zu sofortigem Anfang des Baues erklärt werden solle; der Bundesrath hatte sich bereits für den Werkhofplatz als dem Areal des Neubaus entschieden. Im April 1850 wurde hierauf die Stadteinwohnergemeinde zur Regulirung dieser Angelegenheit in's Münster zusammenberufen.

Die Regierungspartei, an ihrer Spitze Fürsprech Scherz von Aeschi, schien sich auf's angelegentlichste dafür verwenden zu wollen, daß der Bau des neuen Bundesrathhauses ungesäumt an die Hand genommen werde; dieser Eifer mußte um so auffallender erscheinen, da nicht lange vorher, wegen mehrerer Ausweisungsbeschlüsse, die der Bundesrath gegen, das Asyl mißbrauchende, Flüchtlinge ge-

faßt hatte, diese eidgenössische Behörde in radikalen Zeitungsblättern, die Organe der Regierungspartheí waren, „sieben Metzgerhunden“ verglichen worden ist, die als „Konscribirte für den Galgen der Zukunft,“ (welche kraß-ekelhafte Gassenbuben-Ausdrücke!) bezeichnet worden sind. Nun auf einmal der übergroße Eifer für einen schleunigen Bundesrathhausbau? Die Radikalen stellten nun der Einwohnergemeindsversammlung den Antrag, es möchte sogleich aus ihrer Mitte eine Kommission gewählt werden, der die nöthigen Geldmittel (!?) aus den Stadtkassen zur Verfügung gestellt würder, um sofort auf dem Werkhofplatz den Bundesrathhausbau zu beginnen. — Wäre nun die neue Baukommission aus radikalen Einwohnern bestanden, welch ein neues Kalifornien wäre entdeckt worden? erstens; und zweitens wie erwünscht wäre den Gewählten die Gelegenheit gewesen auf den fünften Mai nächsthin, nach den freisinnigen Grundsätzen des „entschiedenen Fortschritts“ die angestellten Bauleute und Handlanger bei den Maiwahlen brauchen zu können, so wie am 25. März 60 Engestraßearbeiter für den Besuch der Bärenmatte zu Münsingen verwendet worden sein sollen, wie uns berichtet worden ist. — Allein, dies schlau gefaßte und mit möglichster Kaltblütigkeit beantragte Projekt ward von der Einwohnergemeinde mit 900 Stimmen gegen 200 verworfen *).

*) Damit an dieser wichtigen Einwohnergemeindsversammlung nur stimmberechtigte Stadtbewohner Theil nehmen könnten, beschloß die Stadtbehörde, daß, wer bei dieser Versammlung von seinem Stimmrecht Gebrauch machen wolle, sich im Stadtpolizeibüreau einfinden, über seine Stimmfähigkeit legitimiren und anschreiben lassen solle. Im radikalen Regierungsrathe fand man diese Formalität unbequem und daß sie überdieß durch kein Gesetz anbefohlen sei, was

Recht auffallend war auch der Beschluß des Regierungsrathes am Sonntag vor dem 5. Mai, in allen Kirchen zu Stadt und Land eine Publikation verlesen zu lassen, worin er kund und zu wissen that, er habe mit Mißfallen erfahren, wie von der Opposition ein unchristlicher, atheistischer Katechismus „für die freien Gemeinden" unter dem Volk verbreitet worden sei, in der Absicht, die Regierung als eine unchristliche darzustellen, deren Glaubensbekenntniß dasjenige sei, welches in dem erwähnten Katechismus sich vorfinde. — Ein Schrei des Unwillens ging dieser Publikation wegen durchs ganze Land, denn man wußte, wie oft in radikalen Zeitungen und am häufigsten in der, vom Großrathspräsidenten Niggeler redigirten „Bernerzeitung," seit länger als Jahresfrist schon, eben jener un-

---

sofort, durch das Regierungsstatthalteramt der betreffenden städtischen Behörde angezeigt werden solle. — Am Tage der Einwohnergemeindsversammlung wurde derselben nur eine Kirchenthüre geöffnet, an welcher auf zwei, einander zugekehrten Gliedern, die Quartieraufseher, Armenpfleger und andere Beamte der Stadt standen, damit jeder Eintretende genau bemerkt werden könne. Diese kluge Anordnung bewirkte nicht nur, daß Einzelne, die nicht stimmberechtigt doch über die Thürschwelle der Kirche bereits eingetreten waren, wie es sich gebührte, zurückgewiesen wurden, sondern auch, daß Mehrere, die ebenfalls kein Stimmrecht hatten und vor der Kirchthüre standen, es nicht wagten hineinzutreten. Man erzählt, daß bei diesem Anlaße sogar ein fremder Deutscher in die Kirche getreten sei, um an der Abstimmung Theil zu nehmen. Mit den Worten: „Ihr seid nicht stimmberechtigt," hätte man ihn angehalten, als er dagegen protestirte, sei plötzlich ein Trupp radikaler Freunde um ihn gewesen, allein eine noch größere Anzahl konservativer Männer, die auch hinzugetreten, hätten den Besucher imponirt, daß er, ohne mit Gewalt seinen Entschluß durchsetzen zu wollen, sich wieder entfernt habe.

christliche Katechismus „als passendes Geschenk für Jünglinge und Jungfrauen" empfohlen worden war. Da man geneigt hätte sein können zu glauben, unter jener diesen Katechismus verbreitenden Opposition, könnte auch das Komité der Konservativen von der Leuenmatte zu Münsingen gemeint sein, so erließ gleich hierauf dasselbe eine in tausenden von Exemplaren verbreitete Erklärung, worin es „eine solche Anschuldigung, in allen ihren Theilen, als die schändlichste Lüge darstellte, welche nur die Bosheit eines ehr- und gewissenlosen Schurken erfinden konnte."

Männlich und edel schloß diese Protestation mit den Worten: „Mitbürger! der Tage bis zu den Wahlen sind „nur noch wenige, der Verläumdungen über uns werden „aber noch tausende sein. Es ist dem Menschen nicht mög„lich, aller aus dem Finstern abgeschossener Pfeile sich zu „erwehren; wir haben gegen solche Angriffe vielleicht keine „menschliche Waffe mehr, als die Berufung auf unser bis„heriges Leben unter euch; es ist aber Einer, der auch in's „Finstere sieht und dem wir fest vertrauen; der Herr sei „euer und unser Schild!"

Die Katechismuspublikation bleibt recht merkwürdig; sollte sie bewirken, daß das Volk die Regierung von 1846 für eine fromme halte und daß nicht etwa Einzelne an dieser Frömmigkeit zweifeln und bei den bevorstehenden Maiwahlen das Augenmerk auf wahrhaft fromme, christliche Männer lenken möchten? **Quem Deus vult perdere dementat.** — Uebrigens wozu in den Zeiten „des entschiedenen Fortschritts" so sehr sich um Wiedererwählung bekümmern? Die großen Republikaner (?) der Vorzeit kehrten mit Stolz, nachdem sie dem Staate uneigennützig (?) gedient,

zu ihrem Rübengerichte und zum Pflug zurück und stellten sich in den Tagen der Gefahr freiwillig unter die Gemeinen. — Ueberhaupt zeugt es auch in unsern Tagen bei manchen Wählern von äußerst geringem republikanischen Sinne, wenn sie ökonomisch so sehr abhängige Männer wählen, die blos von ihren Staatsbesoldungen leben müssen. Es gibt sehr achtungswerthe Ausnahmen, allein es wird doch als Regel angenommen, daß wer Nichts hat, auch zu anvertrautem Gut nicht wohl Sorge zu tragen weiß. — Der hochherzige, freigesinnte Schiller, dem gewiß kein Gebildeter beschränkte Ansichten zumuthen wird, sagt mit Recht:

„Republiken hab' ich geseh'n und die ist die beste,
die dem regierenden Theil Lasten, nicht Vortheil gewährt!“

Ja, aber alsdann kämen die reichen Leute wieder an's Brett! Nun ja, ist das ein Unglück? — Wenn sie nur gut und wohlfeil regieren: — Was kommts auf den Namen an? — Zum Wächter über die Verfassung ist ja das gesammte Volk bestellt. Man hat den alten Aristokraten vorgeworfen, sie hätten vor Allem immer bei Ernennungen zu Staatsbeamtungen nur auf Verwandtschaften und politische Gesinnung gesehen. Wir geben zu, daß bei manchen aristokratischen Regenten dieß vorgekommen sein mag; aber wir fragen: Und bei den Regenten, die wir seit 1831 gehabt; haben diese uneigennütziger gewählt und haben vielleicht gar Gerichte, bei Urtheilssprüchen, in denen Pensionsbestimmungen enthalten waren, verwandtschaftliche Verhältnisse nicht berücksichtigt, vielleicht gar in den Zeiten des sogenannten allerentschiedensten Fortschritts der Freisinnigkeit? Welchen Werth haben papierne Verfassungen, welchen hat der todte Buchstabe?

Unterdessen verdunkelte sich der radikalen Regierungspartei die Aussicht für günstige Wahlen, nach allen Seiten hin, von Tag zu Tag, zusehends mehr. Die eidgenössischen National- und Ständeräthe waren um diese Zeit in der Bundesstadt versammelt. Nun begab es sich, daß fünf und dreißig National- und Ständeräthe, an ihrer Spitze der Präsident Escher von Zürich, in den Zeitungsblättern einen Aufruf an das Bernervolk ergehen ließen, wodurch dasselbe ermuntert werden sollte, die radikalen Mitglieder der Regierung, die sich seit 1846 in ihren Grundsätzen und ihrer Handlungsweise als würdige (?) Stellvertreter des freisinnigen Bernervolks bewährt hätten, wieder zu erwählen, woraufhin gedruckte nassauische Wahlvorschläge von Haus zu Haus verschickt wurden. Sogleich wurde in der Stadt und Stadtbezirk auf den 1. Mai Abends 8 Uhr, von der konservativen Opposition eine Volksversammlung in der Reitschule angeordnet. Ueber 1800 Männer jeglichen Standes und Berufes fanden sich daselbst ein, gegen 200 die keinen Platz im angefüllten Gebäude finden konnten, blieben außerhalb desselben stehen. Herr alt-Oberrichter Bitzius eröffnete die Versammlung und wurde einmüthig zum Präsidenten derselben erwählt. Hierauf machte Herr Oberförster v. Greyerz der Versammlung die Wahlvorschläge für den 5. Mai bekannt, die alle mit jubelndem Mehr genehmigt wurden. Nun trat Herr Kandidat Lauterburg auf mit einer kräftigen, trefflichen Ansprache, in welcher er mit aus dem Leben genommenen Zügen die neue Aristokratie der radikalen Regierungspartei schilderte und die allerneueste Art der Intervention jener, eben erwähnten National- und Ständeräthe, die sich an-

maßen wollten, wie eine Vormundschaftsbehörde zum Bernervolk zu sprechen, auf's kräftigste zurückwies, wie sichs gebührte. „Von welchen Abgeordneten“ sprach er, „wurde jene Adresse hauptsächlich unterzeichnet: es ist vorerst ein Luzerner (Dr. Steiger), der sich nicht entblödet von Familienherrschaft zu faseln, während in seinem Kanton, dessen oberstes Haupt er ist, eine einzige Familie nicht weniger als 36 Quartalzäpfler geliefert hat in gegenwärtiger Zeit; es sind Genfer, die unter einer monarchischen Diktatur, (des James, zu deutsch: Jakob Fazy) stehen; es sind Waadtländer, in deren Kanton nicht einmal die edelste der Freiheiten, die religiöse, die Glaubensfreiheit *), gewährleistet ist; es sind Tessiner, (italienisches Blut), die mit keinem bernischen Bauersmann ein Wort sprechen können; es sind Freiburger, (deren allerneueste Verfassung von ihrer nagelneuen Regierung dem Volk nicht zur Annahme vorgelegt werden durfte und dennoch von der obersten eidgenössischen Behörde, als eine rechtmäßige, in Kraft erkannt worden ist u. s. w.)“ — Nach dem begeisterten Vortrage, in welchem sich der Redner jeder persönlichen Verdächtigung enthielt **), auch das Schlagwort Nassau nicht aussprach, sondern sich nur auf Thatsachen stützte, erhob sich eine Stimme aus der Versammlung, um zu beantragen: daß gegen die fünf und dreißiger Adresse eine energische Protestation

---

*) Bekanntlich sind im Kanton Waadt religiöse Versammlungen, bei schwerer Strafe von Bußen und Bannisationen, verboten, während das politische Vereinsrecht garantirt ist. — Ist das auch „entschiedener Fortschritt?“ —

**) Die in Parenthesen eingeklammerten erläuternden Bemerkungen sind diejenigen eines Berichterstatters.

eingelegt und den beiden eidgenössischen Räthen mitgetheilt werden möchte. Dieser Vorschlag fand allgemeinen Anklang und wurde einmüthig zum Beschluß erhoben. Sodann beleuchtete Herr Fürsprech Stettler, in einem ebenfalls wohlgeordneten Vortrage, die Stellung der Opposition im Großen Rathe und die vielfachen Verdächtigungen und Verhöhnungen denen sie ausgesetzt war; zum Schlusse zeigte er den arbeitenden Klassen auf's deutlichste, wie eine bessere Zukunft durchaus von der Rückkehr zu einem geordneten, gesetzlichen, ehrenhaften Zustande abhange.

Zufolge Beschlusses dieser Vorwahlversammlung ist, sowohl dem schweizerischen Ständerath als dem Nationalrath, eine von folgenden vier, von der Versammlung hiezu verordneten Männern, den Herren Wildbolz-Graviseth, Neukomm, Tscharner-Wurstemberger und Bitzius, unterzeichnete Verwahrung und Erklärung mitgetheilt worden, die mit den Worten schließt: „Wir schleudern diese elenden „Verdächtigungen mit der vollen Entrüstung eines redlichen „Bewußtseins vor die Füße ihrer Urheber zurück! Wir appel„liren an die ganze Eidgenossenschaft, ob es ihr Wille sei, „daß ihre Abgeordneten sich in die freie Ausübung unserer „verfassungsmäßigen Wahlrechte eindrängen, und dazu auf „eine Weise, welche entweder eine gänzliche Unkenntniß un„serer Zustände beurkundet, oder dann als bewußte und „absichtliche Unwahrheit dasteht!"

Wie groß in der Woche vor dem 5. Mai 1850 die Aufregung in der Stadtbevölkerung gewesen sei, kann man aus der Volksversammlung schließen, die vier Tage vorher in der Reitschule stattgefunden hatte; auf dem Lande war die Wahlbewegung nicht geringer; keine Gemeinde war, in

der nicht offenkundig zwei politische Parteien als Gegner, entweder entschieden wider oder für die bisherigen Regenten sich rührten und sich, von Haus zu Haus, Anhänger zu gewinnen suchten. Die tellpflichtigen Hausväter empfanden am tiefsten die Last der gegenwärtigen Zustände, während natürlicherweise die jungen Leute, der Mehrzahl nach, wenig oder nichts an den Beschwerden zu tragen hatten, etwa mit Ausnahme derer, die über die Militär-Taxation klagten, der sie unterworfen waren. — Allein es waren nicht bloß finanzielle Beweggründe, welche eine haushälterischere, sparsamere Regierung begehrten*); bei tausenden von bernischen Staatsbürgern zu Stadt und Land standen die religiösen Beweggründe unstreitig in erster Linie. Unbekümmert darum sprach die Bernerzeitung, wie wenn die radikale Regierungspartei des Wahlsieges ganz gewiß wäre: „Die jungen Leute haben jetzt das Geschick des Kantons in ihren Händen!" — So weit war es im Bernerland zur Zeit der größten Wahlbewegung gekommen, deren die vaterländische Geschichte erwähnt!

---

*) Seit langem hatte es das Gerechtigkeitsgefühl manches braven, fleißigen und sparsamen Familienvaters verletzt und empört, daß Leute, deren Vermögenszustände unter Null waren, in die oberste Landesbehörde gewählt werden konnten, wenn nur der Geldstag über sie nicht förmlich erkannt und publicirt war und daß solche, die gar keine Tellen bezahlten, ihre Stimme für Auflagen und Tellen der Unterthanen abgeben konnten, ja gar über Staatsdomänen und Staatsfonds entscheiden helfen konnten; ein Zustand, der als ein verrenkter Staatsorganismus angesehen werden muß. Sonst sagt das Sprichwort: „Wer nichts hat, gibt nichts!" — Dieß ist natürlich; aber eben so sehr ist's in dem „Naturgesetz" begründet, daß, wer nichts hat, über das Vermögen derer, die haben, nichts verfügen soll. Allein die 1846ger Ver-

Wenige Tage vor dem großen Wahltage erschien noch das „Stüre-Müggeli-Lied auf den 5. Mai 1850.“

Füre mit der Sunntig-Chutte!
Uf! der füfte Mai ist da!
Jitze müesse alli Gute,
Alli Brave z'äme ha!
We mer jetz nit tüchtig wahle,
Später cheu mer's thür bezahle.

Blybe sy am Ruder sitze,
Meister Stampf und Niggeli,
De so cheu mer wieder schwitze,
Stüre-Stüre-Müggeli.
Mir hei's jetz bigott erfahre,
Was si choste, settig Narre!

Allmez hei mer gnädig Herre,
Wenig frei — doch Ornig g'ha,
Jetze hei mer thüri Herre,
Aber si mer besser dra?
Emel ist's i Gottes Name
Mit der Ornig us und Ame!

Nach der Klage, wie Sitte, Wohlstand und Kredit verherget sei, wie fremde eingenistete Wühler uns „Schweizerkühe“ schelten, wir nur bezahlen und wieder bezahlen müssen, die Unzahl von Beamten, das Heer von Schreibern zu erhalten, schließt das Stüre-Müggeli-Lied:

Bi dem Allem leeri Kassen,
Alli Jahr es Defizit.
D's Gütli*) thüe si nis verprassen;
O, es ist die höchsti Zyt!

---

fassung nimmt bei den Wahlen durchaus keine Rücksicht darauf, daß ein in den Großen Rath Gewählter Vermögen besitze oder nicht; wenn er nur nicht förmlich vergeldstagt oder durch richterlichen Spruch ehrlos erklärt ist, kann er Großrath sein.

*) Das Staatsvermögen.

La mer si no länger pumpe,
Müße Stadt und Land verlumpe!

Auch ein „goldenes A B C der Wähler" wurde verbreitet, welches zu den einzelnen Buchstaben des Alphabetes entweder einen freisinnigen, ermunternden Zuruf, oder eine Warnung, oder einen frommen Wunsch als Beigabe enthielt. Bei einigen Buchstaben kamen Namen vor, wie:

zum J. Imobersteg allié Born,
Lenkt Bernlands Schulen durch Gottes Zorn.

zum K. Känel hat Kirche, Polizei, Justiz,
Drei Aemter und nicht zu Einem Witz.

zum L. Lehmann, der junge, findet halt*),
Die Kirche sei doch gar zu alt.

zum M. Münsingen ist ein böser Ort;
Zwölftausend riefen: Nassau fort!

zum N. Nassau ist gar ein durstig Haus,
Es trank den Rathhauskeller aus.

zum O. O Volk! Ist Stämpfli deine Wahl,
Dann schweige künftig und bezahl.

zum S. Stockmar ist schlüpfrig wie ein Aal,
Daheim Jesuit, in Bern radikal**).

Für den Wahltag (5. Mai 1850) wurde eine regierungsräthliche Proklamation, unterzeichnet von Stämpfli, Präsident des Regierungsrathes, und Weiermann, Staatsschreiber, an das Volk erlassen, worin das-

---

*) Die Namen zu J, K und L bezogen sich auf radikale Regierungsräthe, so wie derjenige beim Namen S.

**) Das in humoristischem Ton gehaltene, im Oberländer Anzeiger erschienene Wahlrezept war, nach Form und Ideen, eine unterhaltende Nachbildung ähnlicher A B C's, die seiner Zeit der „Wandsbeckerbote" zum Besten gegeben hatte.

selbe zur Ruhe und Ordnung und die Presse zur Mäßigung ermahnt wurde; in diesem Aktenstück wurde unter anderm behauptet, „die Regierung hätte sich der Einmischung in die Wahlbewegung enthalten;" das ganze Gewicht einer so inhaltsschweren und dennoch so leicht zu widerlegenden Erklärung, wurde am stärksten verspürt von denen die sich erinnerten, aus was für Männern das Central-Komité der Radikalen bestand, welches dieselben aufmunterte, sie möchten in Massen auf die Bärenmatte nach Münsingen ziehen — und was für Leute als Sprecher am 25. März auf der radikalen Rednerbühne aufgetreten waren.

Behufs der Geschichtschreibung pflegte man bis dahin obrigkeitliche Aktenstücke als urkundliche Quellen zu benutzen. Die bernischen Historiker künftiger Zeiten mögen Urkunden jeder Art, aus dem Zeitalter des radikalen Fortschritts, zuerst in's tief prüfende Verhör nehmen, ehe sie ihnen Glauben schenken.

Sonntags den 5. Mai 1850, am Wahltage, fand sich, wie's zu erwarten stand, eine außerordentliche Menge Volks in den Kirchen ein, um nach beendigtem Gottesdienste an der Wahlverhandlung Theil zu nehmen; Leute, die unbekümmert über ihren Seelenzustand, jahrelang kein Gotteshaus betreten haben, wollten nicht ausbleiben. Es gab Ortschaften in denen kein einziger stimmfähiger Mann zu Hause blieb und wo hochbetagte, altersschwache Greise, von ihren Söhnen an den Armen geführt, hergebracht worden sind, ihre Stimme einzulegen. Wäre an den Wahltagen früherer Jahre schon ein ähnlicher Eifer für die Wahlen erwacht, diese wären oftmals besser ausgefallen; allein bis jetzt blieben gar viele Leute fast allerwärts zu Hause, die

sich dem Gespötte eines wilden Parteigeistes nicht aussetzen wollten, der gewohnt gewesen war, beinahe ohne auf Widerspruch zu stoßen, seine selbstsüchtigen Absichten durchzusetzen. Wenn einst die Zeiten kommen werden, in welchem unser Volk, allsonntäglich in Massen, allenthalben wieder die Kirchen besuchen und es heißen wird: „Das Himmelreich leidet Gewalt und die Gewaltigen reißen es an sich," — dann erst wird von Allen die allerbeste Wahl getroffen werden, die keine Seele gereuen wird. Schon wegen des außerordentlichen Kirchenbesuchs war der 5. Mai ein schöner Tag!

Wenn man nun bedenkt, daß ohne Rücksicht auf Vermögen, alle Männer, schon vom 20sten Jahre an, (mit alleiniger Ausnahme derjenigen, welche Kriminal-Strafen ausgestanden, ferners der Vergeldstagten und notorisch Gemüthskranken), stimmberechtigt waren, und daß diese Bestimmung im Jahr 1846 in die bernische Staatsverfassung aufgenommen worden ist, weil jene die sie gemacht haben, auf diese Weise am leichtesten „die Geschicke des Kantons in die Hände der Jugend legen zu können" vermeinten; wenn man ferner erwägt, wie eine Menge von Beamten und Angestellten, von den obersten bis zu den untersten, sich's zur Aufgabe gemacht, seit Monaten ihre Umgebungen für den Radikalismus zu gewinnen, in den ärmern Volksklassen kommunistische Gelüste zu nähren, und den reichen Bauern für ihre Söhne die Aussichten auf die grünen Sessel vorzumalen, oder wo solche Vorschläge nicht Eingang fanden, mit der Rache eines fanatisirten Pöbels zu drohen, so grenzt es wirklich an's Wunderbare, daß an diesem, für unser Vaterland so hochwichtigen Tage, die Mehrzahl der Wähler konservativ gestimmt

hat; daß, wo die Radikalen die Oberhand hatten, ihr Mehr nur in einem kleinen Ueberschuß bestand und wo die Konservativen siegten, die überzählige Mehrheit ihrer Stimmen, in Vergleich mit ihren Gegnern, meist sehr bedeutend größer gewesen ist.

In der Hauptstadt, wo in den sämmtlichen drei Kirchen mit großem Mehr konservativ gewählt wurde, war, man kann sich's denken, sehr große Freude. Das von der Volksversammlung der Leuenmatte zu Münsingen zur Leitung der Wahlbewegung ernannte Komité versammelte sich, sogleich nach Beendigung der Stadtwahlen, in seinem gewohnten Sitzungslokal im Storchen, um daselbst die Nachrichten über das Resultat der Wahlen des Landvolks zu erhalten; aber bald füllten sich nicht nur der Sitzungssaal, der höchstens 150 Personen fassen mochte, sondern auch die Gänge, die Treppen, die Lauben, die Straße, mit Neugierigen. Wenn die Sendboten der Landgemeinden anlangten und konservative Wahlen *) ankündigten, erscholl droben im Storchensaal und drunten auf der Gasse lauter Jubel und Bravo! **)

Die Wahlberichte, welche am 5. Mai eingingen, waren allermeist zu Gunsten der Konservativen gewesen; hingegen

---

*) Diejenigen Kouriere, welche radikale Siegesnachrichten brachten, stiegen im Wirthshaus zum Bären ab, wo das Komité der Bärenmatte versammelt, auf erfreuliche Berichte wartete.

**) Gegenüber dem hintern Storchengebäude, in welchem der erwähnte Sitzungssaal war, an der Schauplatzgasse, wohnte eine Musikanten-Familie, deren Mitglieder sich mit ihren Instrumenten unter die offenen Fenster stellten und allemal, wenn ein neuer Bote kam, der eine konservative Wahl einberichtete, über die bisweilen der Freudenruf in der Gasse schon erscholl, ehe die Nachricht bis in den Sitzungssaal gelangen konnte, — den alten

am darauf folgenden Tage schienen sie mehr den Radikalen günstig zu sein; zu Bern schwankten die Gemüther zwischen Hoffnung und Furcht, bis man endlich am 6. Mai Abends des Wahlsieges der Konservativen gewiß wurde.

Das "Siegeslied" erschallte:

Gottlob, wir athme wieder frei,
Die jungi Burg ist g'falle!
All überall tönt Siegsgeschrei
U Freudeschüß erschalle:
Hoch leb' der neu gewählte Rath!
Der Gott der Wysheit, Macht und Gnad'
Er segn' u bhüet' u leit ihn!

U d'Storche*) lebe! wohl die hei
Mit Frösch und Schlange g'huuset!
Der fuul Mutz het si bracht uf d'Bei,
Daß's Mängem fast het gruuset.
Den Frühlig hei si neu is bracht,
Der Friede froh is wieder lacht,
Hoch leben — — üsi Storche!

Bernermarsch aufspielten, der seit sehr langen Zeiten nicht mehr mit solcher innigen Theilnahme gehört worden ist. — Dieser Bernermarsch, der vor 1798 mit Querpfeifen, vor den Landesmilizen her, zum Trommelschlag geblasen worden, ist zwar, was seine Komposition betrifft, eben kein martialisches Meisterstück und klingt ungleich weniger heroisch und opernmäßig als z. B. die Marseillaise, welche auch bei uns zur Ehre des Radikalismus, in jüngst vergangenen Jahren oft aufgespielt worden ist. Der alte Bernermarsch ist aber auch nicht zur Zeit erfunden, als von den Guillotinen herab Menschenblut in Bächen floß und der Sanscülottismus florirte — sondern viel früher, in der guten, alten Zeit, da das Bernervolk, Gott zur Ehre, auch den **CXXXIII.** Psalm, wie aus Einem Mund und Herzen singen konnte: „Wie lieblich ist's wenn Brüder einig leben!“

*) Anspielung auf das Komité der Volksversammlung der Leuenmatte, welches im Storchen seine Sitzungen zu halten pflegte.



Hoch lebi üse — n — alte Mutz!
Dütschmichle u Franzose,
Lumpart' *) hei g'soge a sym Schmutz
U hei ne g'schimpft u g'stoße.
Un är het g'schlafe bis im Mai,
Da steit er uuf u macht si frei;
Der Bernermutz soll lebe!

Ist das e Chunst geng vorwärts z'ga,
Wo kei Find si thuet melde?
Mit tused gäge tused z'stah
Bruuchts dazu großi Helde?
Doch kämpfe gäge Goliath,
Wo All's flieht, ohn Muth und Rath **);
Wer wagt's i Gottes Name?

Du, wack'rer David, hesch es g'wagt!
Der Goliath ma spotte;
Und Israel flieht druus verzagt —
Hohnlacht d'Philisterrotte.
Du rückst i Gottes Namen a;
Gut Steine hesch' im Täschli g'ha
U gut hesch zielt u troffe.

Zwar fallt dä nit vom erste Stei,
Er steckt i Büffelleder ***);

---

*) Aus ihrem Vaterlande vertriebene Deutsche, Badenser, Nassauer, Preußen — auch Franzosen: Ledru-Rollins Kreaturen und leichtfüßige Lombarden, Mazzini's Gesellen und Helfershelfer, sind zu Bern mit offenen Armen aufgenommen und von der Regierungspartei auf Volkskosten verpflegt worden und manche dieser Flüchtlinge haben mit schnödem Undank und mit Spott ihre Erkenntlichkeit bewiesen.

**) Mit diesen Versen ist die Muthlosigkeit des, seit 1831 vielfach durch die Prahlereien und Drohungen des frechen Radikalismus eingeschüchterten, Bernervolkes wahr geschildert.

***) Goliaths Stirnhaut muß weniger hart und sohllederartig gewesen sein, als diejenige des modernen, radikalen Maulheldenthums. Wie manche der frechen Marktschreier, die mit den abgenutzten sogenannten Kraftausdrücken als „Redner" öffentlich

Doch macht er mordioses G'schrei
Us Pinthe — n — u — Catheder.
J Tinteströme sprützt sis Blut:
Tod Jesuit u Pfaffebrut! —
O, hät er di er fräß di!

Sehr wichtig war auch noch der Tag der Ergänzungswahlen, der 26. Mai gewesen*), an welchem in den Wahlbezirken, deren am 5. Mai gewählte Männer an verschiedenen Orten zugleich die Mehrzahl der Stimmen auf sich vereinigt hatten, neue Wahlen vorgenommen werden mußten, nachdem der Gewählte sich erklärte, für welchen Wahlkreis er sich entscheide. Nun war die allgemeinste Aufmerksamkeit dem Wahlkreise Schwarzenburg zugewendet, dem einige Tage vor den Wahlen vom Regierungsrathe nich weniger als Fr. 6000 Armensteuern zugesendet worden waren während, wie es hieß, die Kirchgemeinde dem Staate das Doppelte schuldete. Die dortige Wahlverhandlung währte,

---

aufzutreten wagen und deren Faseleien, zwar meist vom Konzipienten und vom Buchdrucker verbessert, gedruckt werden, hätten längst schweigen sollen, beschämt sich zurückziehend, wenn sie fähig gewesen wären, sich noch schämen zu können; — aber man hielt's für Ehre, die büffellederne Stirn' zur Schau zu tragen — auf der sie jedoch das Maalzeichen der Verwerfung einer andern Art nicht abwischen und nicht abreiben können, mit dem sie gezeichnet sind. Auffallend ist die, dem kreischenden Keiffen eines gestochenen Schweines ähnliche Betonung der Stimme, welche manche heut zu Tage, bei Anläßen gern auftretende sogenannte Volksredner sich angewöhnt haben, um ihren Worten mehr Nachdruck zu geben und ihre hohe Begeisterung zu beweisen. Ein oratorisches Manöver, das dem Pöbel Verwunderung entlocken kann, sonst aber in jedem Hörer Ekel erregt.

*) Auch am 26. wie am 5. Mai hatte bei der Ankunft erfreulicher Nachrichten die Musik des alten Bernermarsches Ohr und Herzen erquickt.

wegen Hemmungen und Störungen die von einer Seite her zu wiederholtenmalen, um Diversionen zu bewirken, angestellt wurden, vom Morgen bis um 4 Uhr Abends. Erst um Mitternacht langte von dorther der neu gewählte konservative Großrath selber mit seinen Söhnen, zu großer Freude seiner Freunde in Bern an.

Wie sehr auch noch in dieser Zwischenzeit, zwischen dem 5. und 26. Mai, sowohl die Männer des Storchenkomités, welche zu Leitern der Wahlbewegung geordnet waren, als ihre Gesinnungsgenossen, namentlich in der Hauptstadt, Ursache hatten auf ihrer Hut zu sein, um auch nicht den geringsten Vorwurf von irgend einem gesetzwidrigen Benehmen auf sich zu laden und so viel in ihrer Macht stand, jede Aufreizung und jeden gewaltthätigen Ausbruch zu verhüten, erhellet besonders auch daraus, daß sie zu verschiedenen Malen absichtlich von ihren Gegnern auf eine Weise gereizt worden sind, die leicht einen Zusammenstoß hätte bewirken können, in Folge dessen diese nicht ermangelt hätten, in's Horn zu blasen und vielleicht gar Verhaftungen vornehmen zu lassen.

Man erzählt daß ein zu Bern bekannter Radikaler die Frechheit gehabt habe, ohne sich anzumelden, in das vom Leuenmattenkomité gemiethete Lokal im Storchen zu treten, in Gegenwart einer zahlreichen Gesellschaft konservativer Männer, und mitten im Zimmer stehend zu rufen: "Hoch lebe Nassau!" — Man ließ ihn ohne ihm ein Haar zu krümmen weiter gehen. So überaus groß war die Mäßigung! —

Am 17. Mai 1850 wurde beim Storchengäßlein und an mehrern andern Orten in der Stadt, ein Aufruf an-

geschlagen, der alle treugesinnten Berner aufforderte, an selbigem Tage, Abends um 8 Uhr, sich bewaffnet auf dem Kornhausplatze einzufinden, „zum Sturz des Hauses Nassau!“ — Sogleich wurde von der Einwohnergemeindrathsbehörde dem Regierungsstatthalteramte Kenntniß über dieses freche Bubenstück gegeben, welches zu Meuterei aufforderte und eine Belohnung von Fr. 200 auf die Entdeckung des Urhebers angeboten; — zu gleicher Zeit auch das gesammte Publikum davon benachrichtigt und von der Stadtbehörde aus zur Ruhe und Ordnung ermahnt. In anerkennungswerthem Gehorsam und in edler Haltung zeigten sich die konservativen Stadtbewohner des Zutrauens würdig, mit welchem das Storchenkomité sich auf sie verließ. — In einer ausländischen Zeitung las man die Nachricht, sehr wahrscheinlich sei jenes Schandblatt in der Schreibstube eines radikalen Fürsprechs fabrizirt worden. — Abends 8 Uhr blieb der Kornhausplatz leer. Aber, wenn nun Meuterei entstanden wäre und wenn durch muthwillige Aufreizung der Radikalen von ihnen selber das Heft den Konservativen in die Hände gegeben worden wäre? Dann wären wahrscheinlich keine Mauern stark und dick genug gewesen, den oder die Anstifter der Meuterei vor ihren Folgen zu schützen. Anhetzer zu Gewaltstreichen haben meist in denselben die wohlverdiente Strafe gefunden.

Samstags den 1. Juni 1850 trat nun der neu gewählte Große Rath zum erstenmale zusammen, nachdem durch Stichentscheid des Präsidenten im Regierungsrath beschlossen worden war, alle neu gewählten Großräthe einzuberufen; gleichviel, ob gegen ihre Wahlen Einsprachen

erhoben worden seien oder nicht*). — Hätte es jedoch dem Regierungsrath gefallen, diejenigen der neu gewählten Großräthe, deren Wahlen angefochten worden sind, auf den 1. Juni nicht einzuberufen, so wären dennoch alle neu gewählten konservativen Großräthe am selbigen Tage im Großrathssaale erschienen.

Auffallend war's hingegen, daß auf die Zeit des ersten Zusammentretens des neu gewählten Großen Rathes der absterbende Regierungsrath noch Truppen in die Stadt berief, 1200 Mann Infanterie, Scharfschützen, Artillerie und Kavallerie. Um das Land nicht unnützerweise mit großen Verpflegungskosten wiederum zu beläſtigen, wurde, auf im Großen Rath gestellte Anträge hin, das Militär sogleich wieder entlassen.

Welch einen, von dem von 1846 so sehr verschiedenen Anblick bot, beim ersten Zusammentreten des am 5. und 26. Mai 1850 gewählten Großen Rathes, die Versammlung der obersten Behörde des Bernervolks dar; mit welch' freudiger Ueberraschung erblickte der ächte Freund des Vaterlandes, unter vielen hochachtungswürdigen Männern im Rathhause zu Bern auch wieder den Herrn Alt-Schultheiß Fischer, den die braven Brienzer erwählt hatten. Herr Oberstlieutenant Straub, der gleiche, welcher am 25. März die Volksversammlung auf der Leuenmatte präsidirt hatte, wurde nun in der ersten Großrathssitzung zum provisorischen Präsidenten der Behörde erwählt. — Man schritt hierauf zur Behandlung der Wahlanstände, wobei man einigen radikalen Mitgliedern die Absicht vorwarf, als möchten sie die

---

*) Es sind nemlich von radikaler Seite gegen 50 konservative Großrathswahlen und von konservativer Seite gegen 20 radikale Wahlen seit dem 5. Mai Einsprachen gemacht worden.

Entscheidung in die Länge ziehen. Man hat ihnen vielleicht wohl Unrecht gethan, daß man ihnen zutrauete, sie hätten immer noch auf Nachrichten von einem Pariserputsch gewartet und gar auf einen Sieg der rothen Republik; die Herren hätten ja gar nicht wissen müssen, daß sogar die Franzosen des beständigen Revolutionirens müde seien, bei welchem nichts für ein Land herauskommen kann, als Stockung alles Handels und der Gewerbe und mit jeder neuen Revolution und Verfassungsfabrikation auch neue Kosten, Auflagen und erhöhte Tellen für's geduldige, bethörte Volk. — Was und wer hätte denn auch zu Bern bei solchen Bewandtnissen ans Zaudern vernünftigerweise denken mögen, „um Zeit zu gewinnen,“ oder gar daran denken dürfen, Kouriere nach Basel abzuschicken, welche die erste ankommende Nachricht von einem Pariserputsch abzupassen und eiligst nach unserer Bundesstadt zu bringen hätten?

Weitaus die meisten Großrathswahlen, gegen welche Einsprachen eingesendet worden waren, wurden vom Großen Rathe selbst als gültige erkannt. Vom 1. bis zum 11. Juni wurde in den Großrathssitzungen die Behandlung der Wahlanstände von einer Seite absichtlich in die Länge gezerrt. Endlich schritt man zu den Erwählungen der Behörden. Die erste Abstimmung im neuen Großen Rath hatte 117 konservative und 105 radikale Stimmen, die zweite 118 Konservative und 110 Radikale*). — Als die Kunde von einem kon-

*) Wie dieses Resultat im Publikum bekannt wurde, erschien sogleich ein lithographirtes Blatt, auf welchem radikale Köpfe gezeichnet waren, deren Gesichtszüge und Grimassen die Gemüthsbewegungen dieser Partei darstellen sollten, wie dieselben während der letztvergangenen drei Monaten gewesen wären. Sämmt-

servativen neu gewählten Regierungsrathe unter's Volk kam, verbreitete sich zu Stadt und Land große Freude. Da jedoch ungeachtet des Wahlsieges, eine bedeutende radikale Minorität in einiger Haltung unläugbar vorhanden war, so ermangelten wohlmeinende Leute nicht, den über den errungenen Sieg sich freuenden Konservativen möglichste Mäßigung bei der Aeußerung ihrer Freude zu empfehlen, fast wie wenn sie ihnen hätten zurufen wollen: „Freuet euch mit Zittern!“ — In einer solchen veröffentlichten Ermahnung kommen die Worte vor: „Laßt uns nicht vergessen, daß es unsern Gegnern zu verzeihen ist, wenn im gegenwärtigen Augenblick vielleicht Gedanken der Verzweiflung durch sie hintoben, denn Viele von ihnen haben leider mit Ungerechtigkeit und Lüge, — Ehre und Achtung verscherzt, durch ihr Großthun allen Kredit verloren und — vielleicht gar schlechte Aussichten, wenn ihre Geschäftsführung in neuen Händen, andern Augen und Richtern unterworfen werden sollte. — Laßt uns nicht vergessen, daß Alles daran hängt, dem Bösen kein trübes Wasser zu liefern, darin einzig er wieder aufleben

---

liche Gesichter hatten, wie es sich von selbst versteht, den unvermeidlichen Schnauz und waren von kühnem Haarwuchs umschattet. Folgende Physiognomien waren dargestellt. Vor der Münsingerversammlung: der Ausdruck der Dédains mit halbgeschlossenen, vornehm blinzelnden Augen. Nach derselben: Sehr frappirt! — Am 5. Mai: Ausdruck noch größerer Bestürzung. Am 26. Mai: Schrecken. — Die erste Abstimmung im neuen Großen Rathe: Ausdruck des Entsetzens. Die zweite Abstimmung: Horror, in schrecklicher Gesichtsverzerrung. Nach der Wahl des Regierungsrathes: Kein Gesicht mehr zu sehen; nur der obere Theil eines mit der Schlafmütze bedeckten Kopfs, der zwischen dem Hauptkissen und anderm Bettzeug sichtbar ist; eine hervorragende Hand zieht das Bettgewand näher gegen das Haupt, um es unsichtbar zu machen.

kann; im lautern und stillen muß er von selbst sterben.“ Diese Behauptung ist sehr wahr; dessen ungeachtet hatte das Volk doch recht, seine Freude laut und öffentlich zu bezeugen. — Jene in frühern Jahren veröffentlichte, Besorgnisse bei Kleingläubigen erweckende Prophezeihung war nicht in Erfüllung gegangen: „Im Jahr 1831 seien noch ganz solide und honnette Leute in den Großen Rath gewählt worden, im Jahr 1846 meistens nur Advokaten mit Schnäuzen unter und Brillen auf der Nase, aber im Jahr 1850 würden fast lauter Blousenmänner gewählt werden; dem Guckkasten-Jenni würde die Direktion des Kirchen- und Schulwesens übertragen werden“ u. s. w.

Nachdem nun am 12. Juni die Annahmserklärung der Mitglieder des neu erwählten Regierungsrathes geschehen war, wurde Nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr schnell in der Stadt eine gedruckte Einladung an alle Konservative verbreitet, sie möchten sich noch an selbigem Tage zu einem Fackelzuge einfinden, Abends 8 Uhr, und sich vereinigen, dem neuen Regierungsrathe die Beglückwünschung der Einwohnerschaft kund zu geben. Mit fast unglaublicher Schnelligkeit wurden von allen Buchbindern der Stadt mit Beihülfe vieler anderer Professionisten, in Zeit weniger Stunden, über 2000 Fackeln verfertigt. Ueberall sah man geschäftige Hände und fröhliche Gesichter, ein Hin- und Herlaufen, ein ungewöhnlich freundliches Zunicken und vertrauliches Grüßen, selbst unter Leuten der verschiedensten Stände, gelehrten und ungelehrten, reichen und armen. Alles, Alt und Jung, verrieth die frohe Stimmung der Bevölkerung, die nun endlich, Gottlob und Dank! eine andere Regierung hatte. — Abends gegen 8 Uhr sah man

Männer jeden Berufes und Standes dem Münsterkirchhofe zueilen und um 9 Uhr begann von dort aus der Fackelzug gegen die Kreuzgasse hin und von hier über die Hauptstraße aufwärts. Voran die Sektion der Alt-Zofinger Studenten mit hellleuchtenden Pechfakeln, nach ihnen Stadtburger mit ihren Zunftfahnen, die Stadtmusik, nicht die französische Marseillaise, sondern vaterländische schöne Siegesmärsche spielend; hinter der Musik her der eigentliche Hauptbestandtheil des Zuges, an demselben die Metzger mit rothen Westen, weißen Aermeln und schwarzen Mützen, die langen blanken Fleischgertel, Hackmesser und die breiten Schlachthausbeile emporhaltend, die Zimmerleute mit ihren blinkenden Aexten, andere Handwerker mit den Werkzeugen ihres Berufs. Wenn das klingende Spiel der militärischen Musik aufhörte, so begleitete der alte Bernermarsch mit Trommel und Pfeife den Schritt der Männer. Der ungeheuren Volksmenge wegen, bewegte sich der Zug ziemlich langsam vorwärts. Einen beinahe magischen Schein warf der sich gleichmäßig herbewegende Feuerstrom auf die von ihm hellbeleuchteten beidseitigen Häuserreihen der Straßen. Der Lichtglanz war so groß, daß man hoch oben am Thurm der Heiligengeist-Kirche die Zahlen des Zifferblattes und den Stand der Zeiger sehr deutlich wahrnehmen konnte. Die papierne Umhüllung der Fackellichter hatten meist allegorische Ausschmückungen, Anspielungen auf den überwundenen Radikalismus, transparente Fratzengesichter — diesen gegenüber glänzende Bernerwappen — nebst denselben auch Löwen als Erinnerungen an den Münsingertag. Vor den Häusern der neu gewählten Regierungsräthe erscholl ein donnerndes Hoch; am gewaltigsten erfüllte das Bravo vor

dem Storchenwirthshause weithin die Gassen. Manche Thräne der Rührung floß; es waren begeisternde, unvergeßliche Momente! — Als der Vortrab des Zuges bei der Heiligengeist Kirche anlangte, waren die Letzten noch unterhalb des Zeitglockenthurms. Zuoberst an der Spitalgasse wendete sich der Fackelzug rechts gegen das Aarbergerthor hin und von da kam er auf das Bierhübeli, zum Gebäude des Krähenbühlleistes, wo die Mitglieder des neuen Rathes den Abend zugebracht hatten; hier stellten sich die Volksmassen vor dem erwähnten Hause auf, wo am Gartengeländer Herr Regierungsrathspräsident Blösch mit seinen Kollegen stand. „Rufst du, mein Vaterland?" beganns, mit tausendstimmigem Gesange — unterdessen es zu regnen anfing. Herr Wilhelm Küpfer, Tuchnegotiant, trat hervor und begrüßte die neue Regierung im Namen des, über ihre Erwählung hocherfreuten Volkes und versicherte sie, ungeachtet des Neides ihrer Gegner, der männlichen Beihülfe aller wahren Freunde des Vaterlandes. Der Regen fiel stärker. Insbesonders dankte der Sprecher dem hochverehrten Regierungsrathspräsidenten für dessen unermüdete Thätigkeit und weise Leitung, mittelst welcher die großen Ereignisse herbeigeführt worden sind, über welche an diesem Tage die Berner so allgemein und öffentlich ihre Freudenbezeugung äußerten. Unter strömendem Regen standen da die Mitglieder der Regierung und die unzählbare Menge des Volkes, alle mit entblößtem Haupte. Als der hochgefeierte Mann die freudige, feierliche Begrüßung beantwortend, sprach: „Den Dank für das, was wir Alle in „jüngster Zeit erlebt haben, lehne er von sich ab „und gebe ihn Gott dem Herrn" — da, (es ist nicht

poetische Ausschmückung was hier erzählt wird, sondern buchstäbliche Wahrheit,) da gab's einen so starken, majestätischen Donnerschall aus den Wolken, hoch über den Häuptern der hier stehenden Menge, daß sein Echo sich weit hin über Berg und Thal und das ganze Land verbreitete. Gott spricht das Amen dazu, wenn der sterbliche Mensch sich vor ihm beugt und ihm allein die Ehre gibt! Die Wahl im Großen Rath war schön, die Wähler und die Gewählten ehrend, die Kundgebung der Freude der bernischen Einwohnerschaft war brav und schön, aber noch schöner war die Bescheidenheit des Mannes, den, sammt seinen ihm gleichgesinnten Kollegen, von nun an das Bernervolk unter seine Wohlthäter zählen wird *). Aber des Donnerschlags vom Him-

*) Das hochgefeierte Karakterbild wurde von einem mit richtigem Beurtheilungsvermögen begabten Eidgenossen so in einem öffentlichen Blatt geschildert: „Von den Männern, die an dem Steuer der „schweizerischen Staatsverhältnisse stehen, ist Blösch unbedingt „der Erste. Sein Auftreten im Großen Rathe hat mir ihn als einen „wahrhaften Staatsmann und großen Redner gezeigt, der mit „der vollkommensten Reinheit des Karakters, seltenem sittlichen „Ernste und reiner Hingebung für das Vaterland, ein außeror„dentliches Talent und eine ungewöhnliche Energie vereint. Möge „ihn Gott lange an der Spitze des schönen Kantons erhalten!" — Von einem solchen Karakter stand es zu erwarten, daß er sich gegen die vielen wüthenden Artikel, Verdächtigungen und Schmähungen, welche die radikale Presse seit Jahren gegen ihn losgelassen, niemals vertheidigt hat. Mit einer Erwiederung hätte er ihr zu viel Ehre erwiesen. — Männer die ihn genau kennen, haben uns versichert, er habe während des Frühlings 1850 manche ruchlose Drohungen in anonymen Briefen bekommen; es ist dieß glaubwürdiger als die Authentie angeblich den Radikalen von konservativer Seite zugesendeten Drohepisteln, wenn gleich dieselben, ihrem ganzen vorgeblichen Inhalt nach in Zeitungen abgedruckt, dem leselustigen Publikum zum Besten gegeben worden sind.

mel, der an jenem merkwürdigen Abend geschah, treues Volk! sollst du nie vergessen, er gehört auch in deine Geschichte und war herrlicher, als aller Kanonendonner, den du dir für diesen Tag hättest bestellen können. — Bei dem immer stärker fallenden Regen erloschen zwar viele Fackeln, aber Einer Freude begeisterndes Hochgefühl erfüllte die Volksmenge, die nicht davor erschrack durchnäßt zu werden. Man erzählte, wie bei der Verfassungsfeier von 1846 ein damals Hochgefeierter beim Schützenmattbrunnen eine nasse Demonstration empfangen habe. Der Regen, der sich unter begleitenden Donnerschlägen am Abend des 11. Juni 1850, in Strömen über die viertausend Männer ergossen hat, welche der neuen Berner-Regierung den herzlichsten Glückwunsch überbrachten, war doch gewiß großartiger als jene vereinzelte, aus einem Mißverständniß hervorgegangene, (zur nothwendigen Abkühlung wirklich wohlthätige,) Durchnässung.

Auf dem Rückweg nach Hause warfen manche ihre wieder angezündeten Fackeln vor dem Bärenwirthshause, dessen Fensterläden alle geschlossen waren, mitten auf der Gasse auf einen Haufen hin, indem sie denselben zu einem Auto-da-fé auflodern ließen, welches den politischen Gegnern kein Häärchen versengt hat.

Vom Altenberg aus gesehen soll der Fackelzug, der sich über der Schützenmatte hin auf die Höhe des Hügels bewegte, einen prachtvollen Anblick gewährt haben. Man erzählt daß ein hirnwüthiger, radikaler Litterat, der von seiner Wohnung aus dem Zug zugesehen, als es zu regnen angefangen, vor Freuden aufgesprungen sei und schadenfroh gejauchzt und getanzt habe, auch alle seine Hausgenossen zum Tanzen aufgemuntert und sie dazu habe zwingen

wollen, als Gegendemonstration. — Da ist doch die Antwort eines Gartenweibes verständiger gewesen als das Benehmen dieses s. gen. Gelehrten. Tags darauf sprach ein Bursche zu einer armen Frau: „Nicht wahr, dein Mann, der gestern Abends seine Sonntagskutte angezogen hat um dem Fackelzug nachzulaufen, ist auch tüchtig durchnäßt worden; man hat wohl gesehen, daß Gott keine Freude an der neuen Regierung gehabt.“ Die Gartenfrau antwortete: „Du Aff! weißt du nicht, daß jedesmal, wenn ich ein Gartenbeet neu angesäet habe, mir nichts lieber ist als ein „gesegneter Regen darauf; die neue Regierung hat für ihren „Garten gleich Anfangs einen guten Regen bekommen und „das freut mich für sie und uns Alle.“

Ein Steinhauer, dem Jemand das Gewitter auch als eine Mißfallensbezeugung des Himmels auslegen wollte, erwiederte: „Allemal wenn unser Herrgott mit seinem Volk, „schon von Alters her, geredet hat, ist's mit Donner und „Blitz geschehen, wie auf dem Berg Sinai. Gestern hat er „auch so zu uns gesprochen. Ja Gott Lob und Dank, daß „Er uns nicht vergessen hat. Er ist noch immer der alte „Gott!“ —

Häufig hörte man die Leute zu einander sagen: Man ist jetzt wieder daheim, wir sind jetzt wieder Berner.

Dieß ist die Geschichte des Bernervolks in den drei Frühlingsmonaten des Jahres 1850. Der gute Erfolg der Maiwahlen ist jedoch zu Stadt und Land nicht aus den gleichen Ursachen hervorgegangen.

In der Stadt ist, nach Behauptung eines daselbst wohnenden glaubwürdigen Mannes, der an der Leitung

der Wahlbewegung thätigen Antheil genommen, bei der Mehrzahl der Bevölkerung der Widerwille gegen den Radikalismus hauptsächlich durch die Irreligiösität und das ganz und gar schamlose und gemeine Wesen dieser radikalen Bewegungsmänner, Hetzer und Treiber so auffallend befördert worden; beim Handwerkerstand trug der erschütterte Kredit und die daraus erfolgende Hemmung der Gewerbe vieles dazu bei; auf dem Lande vor Allem die Unzufriedenheit über und das Mißtrauen gegen eine Regierung, welche in ihrer Stellung zur Kirche sich im s. gen. Zellerhandel so auffallende Blößen gegeben, die Schule von der Kirche völlig zu trennen gesucht hatte, mit den Staatsdomänen und Kirchengütern aufzuräumen trachtete und mit den Rebellen anderer Völker in freundlichem Vernehmen stand, woraus dem Lande großer Schaden erwachsen ist; ferner die Unzufriedenheit über und das Mißtrauen gegen ein Obergericht, welches den die Religion verspottenden Guckkasten-Jenni von Schuld und Strafe frei sprach und den Staat *) oder vielmehr das Volk, zu den Kosten verfällte u. s. w.

Dem allgemein verbreiteten Unwillen hatten konservative Zeitungsblätter, wie der Oberländer-Anzeiger, der Schweizerische Beobachter, der Seeländer-Bote u. A., als Sprecher, öffentliche Kundgebung verliehen; einzelne im Druck herausgegebene Schriften, wie die „Dorfgespräche„ und vorzüglich „der Brief eines Landmanns im Emmenthal“, hatten mit schlagenden, aus dem Leben genommenen Beispielen, die allgemeine Zerrüttung der Volkszustände an-

*) Der Staat! Nach dem richtigen Begriffe der Bauern machen die den Staat aus, die das Gemeinwesen mit ihren Tellen erhalten müssen.

schaulich dargestellt, aber alle diese Zeugnisse hätten keinen solchen Erfolg bei den Maiwahlen bewirkt, wenn nicht unter der Leitung einsichtsvoller, vaterländisch gesinnter Männer, gestützt auf die festesten und breitesten Grundlagen der Freisinnigkeit und Gerechtigkeit, die Opposition förmlich organisirt worden wäre. — Welcher Dienst wäre dem Vaterland geleistet worden, wenn gleich viele tausende konservativer Staatsbürger die Schäden des Volks wahrgenommen und jeder für sich, vereinzelt, beseufzt und beklagt hätten, während die Radikalen längst unter sich organisirt gewesen sind und ihr Netz über den ganzen Kanton verbreitet hatten. Die Bekanntschaft mit Gleichgesinnten, gemeinschaftliche Besprechungen der Konservativen in kleinern und größern Kreisen, ermuthigten die Freunde des Vaterlandes, mittelst der durch dasselbe sich ausbreitenden, vom Vorstand der Leuenmatte angeordneten und geleiteten Organisation. Da wuchs den Konservativen der Muth, indem sie ihre Stärke kennen gelernt hatten und sie siegten im Wahlkampfe. — Aber so wie nach jeder bedeutenden Anstrengung natürlicherweise eine Ermüdung eintreten muß, so war nach errungenem Wahlsieg allen denen, die auf dem Gebiete des politischen Lebens in Wort oder in Schrift zum Kampfe ermuntert haben, die noch schwerere Aufgabe gestellt, sich des erkämpften Sieges zu freuen, ohne es zu unterlassen sogleich mit neuer Munition zur noch kräftigern Fortsetzung des Feldzugs, in ihren Zeitungsblättern sich zu verproviantiren. Von nun an war für alle Publicisten insbesonders eine andere, wachsamere und unermüdliche Taktik zu befolgen, wenn das Bernervolk nicht wieder in die vorige Ermattung oder gar Verschmachtung zurücksinken und das Letzte wohl gar nicht noch ärger werden sollte als das Erste war.

Warum jetzt nach geschleudertem ersten Stein, der den Koloß auf die büffellederne Stirne getroffen, daß er zu taumeln anfing, ihm nicht gleich einen zweiten nachsenden? David hatte fünfe aus dem klaren Bach in die Tasche genommen, damit wenn der erste den Fall des Riesen nicht bewirke, mit den andern nachgeholfen werden könne; warum dem Getroffenen zur Erholung Zeit lassen? Nicht defensiv, sondern offensiv*) ist mit solchen Gegnern zu streiten und vorab in den Tagesblättern, die, wenn sie eine andere Taktik befolgten, auch größern Anklang finden würden. — Schon nur die anschauliche Darstellung der Zerrüttung des Finanzwesens und wie man mit den Hunderttausenden und Millionen von Franken umgegangen ist und was das radikale Beamtenthum aus der Staatskasse bezogen, bewiesen mit Citaten aus den Staatsrechnungen, wäre geeignet, alle tellpflichtigen, haushälterischen Bernerbauern,

*) Wenn wir hier von offensiver (angreifender und nicht bloß vertheidigender) Kriegsführung gegen den Radikalismus reden, so wollen wir keineswegs zu Beleidigungen gegen radikalgesinnte Leute aufmuntern, sondern eher an die Ermahnung erinnern: „Segnet, die euch fluchen!" Aber den Grundsätzen des Radikalismus, abgesehen von den Personen, erklären wir unversöhnliche Feindschaft, weil sie im Widerspruch sowohl mit der gesunden Vernunft als, was noch mehr ist, mit der Bibel stehen und wo sie sich geltend machen können, nur Unheil und Verderben bereiten. Mit dem Bösen ist nicht zu vertragen und zu leben; da wird Toleranz zur Feigheit. Jeder ächte Vaterlandsfreund soll den Radikalismus ansehen, wie einst der mannhafte römische Cato Karthago ansah, das, „wenn Rom forteristiren solle, nothwendigerweise dem Untergang geweiht werden müsse;" deßwegen pflegte er seine Reden im Senat, bis zu Karthagos Zerstörung, stets mit den Worten zu schließen: „Uebrigens, versammelte Väter, halte ich dafür, Karthago müsse zerstört werden!" —

auch die allergeduldigsten, auf die Füße zu bringen und sie zu konservativer Stimmgebung zu bewegen. — Es hat im Hungerjahr 1847 ein sonst ordnungsliebender, fleißiger, junger Mann, vor lauter Hunger und Mattigkeit in einer Mühle, unerlaubter Weise ein Stücklein von einem Brod abgeschnitten und gegessen und ist dabei von einer Magd überrascht worden. Er wurde als Dieb vor den Richter citirt und um vier Franken gebüßt; ob er in die Gefangenschaft gesetzt worden sei, können wir nicht mit Bestimmtheit sagen. — Mit theoretischen Leitartikeln ist nichts gewonnen; aus dem Leben und für das Leben wirkt zehnmal mehr; z. B. Zusammenstellungen großer und kleiner Diebe u. s. w. mit Nutzanwendungen und Bekanntmachung der Straffentenzen, wenn nemlich dergleichen stattgefunden haben über große Diebe, nachdem ein Kläger gewagt hat gegen sie aufzutreten*). Und so fortgefahren: alle Zweige einer radikalen Staatsverwaltung scharf beleuchtet und, was die Gebrechen betrifft, schonungslos mit den Namen vor aller Welt herausgerückt, weil sie ja versprochen, es solle unter ihnen Alles besser werden als es früher gewesen sei. Solche Darstellungen müssen allem Volk die Augen öffnen. — Die bisherigen veröffentlichten Berichte über die Staatsverwaltung waren zu wenig populär, um insgemein von den Landleuten verstanden werden zu können. Aber die deutlichere Einsicht in den Staatshaushalt ist noch nicht Alles, was alle tellpflichtigen Staatsbürger bedürfen, um sich zu

*) Warum warten doch Regierung und Richter erst auf solche Ankläger? Wenn sie ihrer geheiligten Stellung Genüge thun wollen, müssen solche jeden öffentlichen Frevel an Ehre, Eigenthum und Leben Anderer gewahr werden und, auch ohne Ankläger, zur Strafe und Ahndung zu bringen wissen.

guten konservativen*) Wahlen zu entschließen, auch nicht daß sie unter sich organisirt seien und sich gegenseitig über den Gang der Dinge in Kenntniß setzen und gemeinschaftlich berathen, sondern daß sie, wie Held David, ihr Vertrauen auf den lebendigen Gott setzen und ihn für Obrigkeit und Volk um seinen allmächtigen Beistand von Herzen anrufen, dann wird Er sich zu ihnen bekennen und sie werden Davids Grundsatz befolgen, wie er im Psalmenbuche steht: (Ps. CI.)

Ich will im ganzen Land getreue Seelen
Zu meinem Rath und meinem Dienste wählen;
Wer Gutes thut und wer es redlich meint,
Der sei mein Freund.

Die falschen Leute, die nur Bosheit üben,
Die Heuchler, die Betrug und Lügen lieben,
Die Schmeichler und Verläumder treib ich aus
Von meinem Haus.

---

*) Das aus dem Lateinischen abstammende Wort: „konservativ" bedeutet im Deutschen: „haushälterisch, erhaltend, bewahrend," was zu dem vorhandenen Gut Sorge trägt; während „radikal" von dem ebenfalls lateinischen radix, d. h. die Wurzel, kommt und die Tendenz bezeichnet: zu wühlen und das Oberste zu Unterst zu kehren, um im Trüben fischen und die armen, bethörten Mitbürger so lange als möglich beherrschen, ausbeuten und tyrannisiren zu können; deßwegen auch ist dem Kommunismus, (dem Lieblingskind des Radikalismus), welcher alle Eigenthumsrechte aufheben möchte und das siebente Gebot: „du sollst nicht stehlen," mit Füßen treten und das Gut Anderer, — die es wohl erworben, oder unter Anstrengung, Entbehrung und saurem Schweiß redlich verdient und erspart haben, um es als treue Väter ihren Kindern zu hinterlassen, — unter sich selbst und alle ihnen ähnliche liederliche, faule und gottlose Lottergesellen **zu vertheilen beabsichtiget,** nichts so sehr zuwider: — **als ein konservativer Sinn.**

Einem Volke, das nach diesen Grundsätzen seine Vorsteher wählt, schenkt Gott eine rechtschaffene Obrigkeit, wählt es nach andern, so ist's einer solchen nicht mehr werth.

Der Armbrustschütze auf dem Aarbergergaßbrunnen. Mit 2 Abbildungen. 5 Bz.

Der Gerechtigkeitsbrunnen zu Bern. Mit 1 Abbildung. 2te Aufl. 3 Bz.

Der Kindleinfresserbrunnen auf dem Kornhausplatz. Mit 1 Abbildung. 3 Bz.

Der Läufer oder Stadt-Herold des alten Bern's im sechs und vierziger Jahr des 19ten Jahrhunderts. Mit 1 Abbildung. 3 Bz.

Der Mosesbrunnen auf dem Kirchplatz. Mit 1 Abbildung. 3 ½ Bz.

Berchtold V., Herzog von Zähringen, der Erbauer Berns. Mit der Abbildung seines ehernen Standbildes auf der Münster-Terasse. 3 ½ Bz.

Gedenk-Tafel.

Das vertrauende **Berner Volk** und für solches der von ihm erwählte Große Rath der 226, hatte gelegt:

Die Wahrung seiner unveräußerlichen Rechte; Schutz seines Eigenthums, der Ehre jedes Einzelnen, seines Leibes und Lebens; Förderung seines Wohlstandes im Allgemeinen; Sicherung seiner geistigen und leiblichen Interessen

und endlich:

Den vollberechtigten Anspruch auf kräftigsten Schutz und Bewahrung gegen schändlichen und frevelhaften

Mißbrauch der Amtsgewalt,

mit Einem Worte:

die Gewährleistung für Beachtung und Erhaltung seiner

heiligsten Rechte und Besitzthümer,

in die Hände folgender Mitbürger:

Vor

Vor dem 11. Juni 1850.

Regierungsräthe:

Herr Stämpfli, Jakob, von Schwanden. Regierungspräsident und Direktor der Finanzen.

" Funk, Alexander, von Nidau. Militärdirektor.

" Schneider, Joh. Rudolf, Dr. med., von Nidau. Direktor des Innern.

" Stockmar, Xaver, von Pruntrut. Baudirektor.

" Revel, Cyprian, von Neuenstadt.

" Lehmann, Samuel, Dr. med., von Langnau.

" Imobersteg, Jakob, von St. Stephan. Erziehungsdirektor.

" Lehmann, Joh. Ulrich, von Langnau. Direktor der Domänen und Forsten.

" von Känel, Peter, von Reichenbach. Justizdirektor.

Obergerichtspräsident:

Herr Kohler, Friedrich, von Nidau.

Präsident des Großen Rathes:

Herr Niggeler, Nikolaus, Fürsprech und Rechtsagent, von Affoltern.

Nach dem 11. Juni 1850.

Regierungsräthe:

Herr Blösch, Eduard, von Biel. Regierungspräsident und Direktor des Kirchenwesens.

" Fischer, Ludwig, von Bern. Direktor des Innern.

" Straub, Bendicht, von Belp. Direktor der Domänen und Forsten.

" Fueter, Friedrich, von Bern. Finanzdirektor.

" Elsäßer, Xaver, von Pruntrut. Justizdirektor.

" Dähler, Jakob, von Oppligen. Baudirektor.

" Moschard, August, von Münster. Erziehungsdirektor.

" Röthlisberger, Gustav, von Walkringen. Militärdirektor.

" Brunner-Moser, von Meyringen. Direktor der Justiz und Polizei.

Obergerichtspräsident:

Herr Belrichard, Peter August, von Courtelary.

Präsident des Großen Rathes:

Herr Kurz, Albert, Oberst, von Bern.

Nach dem 11. Juni 1850.

Regierungsräthe:

Herr Blösch, Eduard, von Biel. Regierungspräsident und Direktor des Kirchenwesens.

" Fischer, Ludwig, von Bern. Direktor des Innern.

" Straub, Benedikt, von Belp. Direktor der Domänen und Forsten.

" Fueter, Friedrich, von Bern. Finanzdirektor.

" Elsäßer, Xaver, von Bruntrut. Justizdirektor.

" Dähler, Jakob, von Oppligen. Baudirektor.

" Moschard, August, von Münster. Erziehungsdirektor.

" Röthlisberger, Gustav, von Walkringen. Militärdirektor.

" Brunner-Moser, von Meyringen. Direktor der Justiz und Polizei.

Obergerichtspräsident:

Herr Belrichard, Peter August, von Courtelary.

Präsident des Großen Rathes:

Herr Kurz, Albert, Oberst, von Bern.